

Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung

Arbeitspapier Nr. 7

2. Fassung: März 1990

PDF-Version: Januar 2000

Variationen über den Konstruktivismus

Übersicht:

Vorbemerkung	Seite 2
Karin KNORR-CETINA	Seite 4
Peter L. BERGER und Thomas LUCKMANN	Seite 9
Paul FEYERABEND	Seite 15
Humberto R. MATURANA	Seite 20
Heinz von FOERSTER	Seite 28
Paul F. DELL	Seite 32
Kenneth J. GERGEN	Seite 36
Literatur	Seite 50

Vorbemerkung

Mit konstruktivistischen Gedanken und Fragen beschäftigen sich nicht nur Troglodyten und fremdartige WissenschaftlerInnen aus irgendwelchen verborgenen, distanten und exotischen Provenienzen, sondern DenkerInnen aus vielen verschiedenen und durchaus anständigen Fachbereichen. In diesem Arbeitspapier versuchen wir im Rahmen einer Momentaufnahme der geistigen Gegenwart und im Stil einer Literaturlaufbereitung die wichtigsten derzeit bestehenden konstruktivistischen „Richtungen“ vorzustellen als Grundlage, Standbein, Ausgangspunkt und Vorbereitung für unseren demnächst erfolgenden Entwurf eines „Sozialen Konstruktivismus“.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, weisen wir darauf hin, daß wir die folgenden AutorInnen natürlich nicht darstellen, wie sie „wirklich“ sind. Unsere Zusammenstellung umfaßt eine Auswahl, die uns gefällt, und sie kann nur wiedergeben, wie wir die verschiedenen AutorInnen zu verstehen glauben. Von daher erlauben wir uns gewisse Freiheiten im Zitieren und im Umgang mit Zitaten, die in herkömmlichen wissenschaftlich-philologischen Werken unüblich sind.

Im vorliegenden Arbeitspapier kommen zunächst SoziologInnen zu Wort (Karin KNORR-CETINA, Peter L. BERGER und Thomas LUCKMANN), die über die kommunale Konstruktion alltäglicher und wissenschaftlicher Plausibilitäten und „Tatsachen“ nachgedacht haben. Viele ältere Semester unter uns haben mit Hilfe von BERGER und LUCKMANN ihre ersten Gehversuche im Konstruktivismus unternommen und ihre ersten „Aha-Erlebnisse“ gehabt.

Es folgt unser alter Freund, der erkenntnistheoretische Anarchist und Dadaist Paul FEYERABEND. Er darf in dieser Zusammenstellung einfach nicht fehlen, obwohl wir selbstverständlich nie sicher sein können, ob er zum einen überhaupt ein Konstruktivist ist und ob er zum anderen sich nicht vielleicht morgen schon wieder eine ganz andere epistemologische Position ausdenkt. Aber was sagt der gesunde Menschenverstand: Durch Prüfungen wird die Liebe immer stärker!

Als nächstes stellen wir das derzeitige Flaggschiff des neurobiologisch orientierten radikalen Konstruktivismus vor: Humberto R. MATURANA. Ihm zur Seite gesellen wir den anderen Zweig radikal konstruktivistischen Denkens: die kybernetische Linie. Als Vertreter dieser Sektion lassen wir Heinz von FOERSTER zu Wort kommen, dessen Adelspartikel „von“ wir im Text einfach fortlassen, um die Phantasie unserer sehr geschätzten Leserinnen und Leser bei der Beantwortung der Frage anzuregen, ob wir etwas gegen „den Adel“ oder „die Österreicher“ haben.

Paul F. DELL wurde von uns ausgewählt als Vertreter einer eher praktisch ausgerichteten Fraktion, die versucht, abstrakte konstruktivistische Grundgedanken in therapeutisches Handeln umzusetzen: die systemisch orientierten Therapien. Hier hätten sich auch andere AutorInnen angeboten, die in der

Verschwurbelung ihrer Begrifflichkeiten DELL durchaus noch übertreffen: wir sagen hier nur laut und deutlich KEENEY!

Den Abschluß dieses Arbeitspapiers bilden Sprachfiguren von Kenneth J. GERGEN, den wir nicht nur als herausragenden Vertreter des „Social Constructionism“, sondern auch und gerade als Sprachästheten und Sprachvirtuosen sehr schätzen.

Bemerkung zum Aufbau dieses Arbeitspapiers:

Wir hatten ursprünglich geplant, die Gedanken der hier vorgestellten AutorInnen mit Hilfe konstruktivistischer Schlüsselbegriffe zu strukturieren. Leider hat sich im Verlauf der Arbeit gezeigt, daß dieses Ziel nicht immer leicht zu erreichen war. So finden der geneigte Leser und die geneigte Leserin Beiträge, die nach Schlüsselbegriffen sortiert daherkommen (KNORR-CETINA, BERGER & LUCKMANN, FEYERABEND und GERGEN) und Beiträge, die sich nicht auf diese Weise darstellen ließen (MATURANA, FOERSTER, DELL).

Es ist durchaus möglich, daß dieses Arbeitspapier in einer der späteren Fassungen um weitere wichtige und interessante AutorInnen ergänzt wird.

Karin Knorr-Cetina

Bereits im Arbeitspapier Nr. 1 der Bochumer Arbeitsgruppe widmeten wir uns im Rahmen einer Kritik an der herkömmlichen Psychologie den Themen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsideologie. Es scheint einleuchtend, daß KonstruktivistInnen ihr Augenmerk auf die Wissenschaft richten, die sie nicht länger als Erkenntnisgewinnung, sondern als Erkenntnisproduktion betrachten.

Karin KNORR-CETINA hat mit ihrem Werk „Die Fabrikation von Erkenntnis“ (1984) den Versuch unternommen, den Prozeß der Erkenntnisproduktion systematisch zu beschreiben und bedient sich bei ihrer Analyse einer Methode, die unseren Vorstellungen von Wirklichkeitsprüfung sehr nahekommt.

Grundgedanken

KNORR-CETINA untersuchte die Wissenserzeugung im Labor im Stile einer Anthropologin, die eine fremde Kultur besucht. Dies bedeutet, daß sie nicht im Sinn hatte, abstrakt aus der Entfernung bzw. aus allgemeingesellschaftlicher oder -wissenschaftlicher Perspektive die Erkenntnisproduktion zu analysieren. Vielmehr beabsichtigte sie eine Betrachtung auf lokaler Ebene, vor Ort in einem bestimmten Kontext. Der Grund für die Wahl dieser Korngröße lag wohl vor allem darin, daß sie gerade auf die Bedeutsamkeit des lokalspezifischen Kontextes für die Wissensproduktion aufmerksam machen wollte.

Der Begriff, den sie für diesen (zentralen) Einflußfaktor formuliert, ist die *Indexikalität*:

„Diese Indexikalität stellt wissenschaftliche Produkte als durch bestimmte Akteure an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit fabriziert und verhandelt dar. Sie verweist darauf, daß diese Produkte von bestimmten Interessen der Beteiligten ebenso getragen werden, wie von lokalen anstatt universell geltenden Interpretationen der Akteure sowie darauf, daß diese Akteure, gerade mit den Grenzen der jeweiligen Lokalität als Ressource umgehen und sie gegebenenfalls strategisch manipulieren.“ (KNORR-CETINA 1984, S. 64)

Dies bedeutet, *„daß die Produkte der Wissenschaftler durch die indexikalische Logik ihrer Erzeugung gezeichnet sind“* (KNORR-CETINA 1984, S. 64), also Forschung als Produkt den Stempel des spezifischen kommunalen Systems trägt.

KNORR-CETINA faßt den Gang einer Forschungsarbeit als einen kontinuierlichen Entscheidungsprozeß auf. Auf dem Wege zum wissenschaftlichen Faktum muß die Wissenschaftlerin bezüglich ihrer Vorgehensweise, Instrumentenwahl, Datenerhebung, theoretischen Anbindung etc. im Grunde permanent unter verschiedenen Möglichkeiten eine Auswahl treffen. KNORR-CETINA spricht daher von der *„Entscheidungsgeladenheit der Wissensfabrikation“* (1984, S. 25); der Forschungsprozeß ist aus dieser Perspektive ein Selektionsprozeß. Die Ereigniszusammenhänge, die letztlich als Resultat eines Forschungsvorhabens übrig bleiben, sind demnach auf vielfältigen Entscheidungen basierende Strukturierungen der WissenschaftlerInnen.

Auf der genannten Selektivität beruht die Konstruktivität der Wissenserzeugung. Die oben erwähnte Indexikalität greift in diesen Selektionsprozeß als Regulativ ein, d. h. die lokalspezifischen Bedingungen am Ort der Forschung üben einen gravierenden Einfluß auf den Entscheidungsprozeß aus. Die Entscheidungen orientieren sich also nicht vornehmlich an festgelegten, gewissermaßen offiziellen Entscheidungskriterien, sondern hängen von den lokal spezifischen Umständen ab – sind somit also *„idiosynkratische Selektionen“* (KNORR-CETINA 1984, S. 63). Die Konstruktivität des Forschungshandelns findet damit im Rahmen eines spezifischen lokalen Forschungskontextes statt.

Faktoren und Leitprinzipien, die auf die Entscheidungsfindung Einfluß nehmen

Einige der von der Autorin genannten Faktoren und Leitprinzipien, denen sie für die Entscheidungsfindung von WissenschaftlerInnen Bedeutung zumißt, sollen im folgenden Erwähnung finden. Wie schon gesagt, siedelt die Autorin die zu treffenden Entscheidungen in lokalen Zusammenhängen an. Dies bedeutet, daß auch denkbare allgemeinere und weitverbreitete Entscheidungskriterien, die

scheinbar den erwähnten lokalen Charakter entbehren (z. B. Finanzierung), im konkreten Zusammenhang eine lokalspezifische Transformation erfahren und somit ihren universellen Charakter verlieren. Beispielhaft weist sie darauf hin, daß in der Institution, an der sie ihre Untersuchung durchführte, die Kostenproblematik so aussah, daß Instrumentenkosten leichter als Personalkosten bewilligt wurden, was eine Vermeidung personalintensiver Versuchsanordnungen zur Folge hatte.

Nun zu den einzelnen Faktoren. Ein Faktor, der die soziale Komponente im Rahmen von Entscheidungsfindungen betont, ist die Orientierung an externen Bewertern. Damit ist gemeint, daß z. B. in die Konzipierung eines Versuchs immer auch Spekulationen darüber eingehen, wie auf Themenwahl, Vorgehen und Ergebnisse reagiert werden könnte; und zwar geht es dabei um die Reaktionen jener bestimmten Personen, die eine Forscherin für relevant hält. Diese Orientierung führt zur Berücksichtigung bestimmter Aspekte bei der Anlegung eines Forschungsvorhabens, so daß quasi in einem stillen Dialog auf mögliche Kritik mit sozusagen „vorausgehendem Gehorsam“ eingegangen wird. Dies widerspricht der Auffassung, daß Entstehungs- und Bewertungskontext wissenschaftlicher Arbeiten voneinander getrennt sind. Vielmehr geht letzterer am Entstehungsort mit in die Kalkulationen der WissenschaftlerInnen ein. An dieser Stelle haben auch Begriffe wie Macht und ortsansässige Regeln als soziale Faktoren ihren Platz.

Lokalspezifische Gepflogenheiten hinsichtlich des Einsatzes bestimmter Methoden oder auch lokal bevorzugte Interpretationsmuster können einen weiteren Einflußfaktor darstellen. Ferner kann bei den Vorüberlegungen zu einer Untersuchung von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein, ob man sich mit seinem Thema oder seiner Untersuchung einer aktuellen Mode anschließt oder nicht. Bei derartigen Erwägungen sind Karriereüberlegungen (je nachdem) durchaus als weitere wichtige Bestimmungsstücke in Betracht zu ziehen. Da es üblich ist, sein Forschungsvorhaben immer auch in den Kontext bisher auf einem Gebiet erarbeiteter Forschungsprodukte und Theorien einzuordnen, besteht hier eine weitere Möglichkeit, wie letztlich auch ein sozialer Faktor die Entscheidungen einer Wissenschaftlerin imprägnieren kann. Die zur Einordnung der eigenen Arbeit herangezogene Literatur stellt immer auch nur eine Auswahl dar, die von individuellen oder lokalen Vorlieben abhängt.

Diese Favorisierung bestimmter vorhergehender Forschungsarbeiten und Theorien impliziert gleichzeitig immer auch (zumindest teilweise) die Übernahme der in diesen Arbeiten und Theorien getroffenen Selektionen, d. h. aktuelle Entscheidungen werden von vorausgehenden Entscheidungen anderer WissenschaftlerInnen beeinflusst. Durch das Lesen von Fachliteratur und das Hantieren mit „bewährten“ Instrumenten (z. B. Fragebogen) tritt die Forscherin in (stille) Interaktion mit Kolleginnen und Kollegen, mit der Konsequenz, daß diese Interaktion ihr Entscheidungsverhalten beeinflusst.

Zudem weist KNORR-CETINA darauf hin, daß die für die Einbettung der eigenen Arbeit getroffene Literatúrauswahl eine „Erhärtung *bestimmter Erkenntnisansprüche durch kontinuierliche Eingliederung in die laufende Forschung*“ (KNORR-CETINA 1984, S. 31, Herv. dort) bedeutet. Aufgegriffene Forschungsarbeiten und Theorien erhalten dadurch, daß sie ausgewählt wurden, den Ruf, relevant zu sein. So tragen Forschende allein schon durch Wiederholung zur Konstruktion und Etablierung bestimmter Wissensprodukte bei.

Neben diesem eher impliziten Wirken sozialer Komponenten auf die Entscheidungsfindung, sollte hier natürlich nicht vergessen werden, daß Entscheidungen auch durch die direkte Interaktion an einem Forschungsvorhaben beteiligter WissenschaftlerInnen gelenkt werden. Damit ist gemeint, daß Selektionen nicht unwesentlich von der Zustimmung durch TeamkollegInnen oder auch Vorgesetzte zu bestimmten Forschungsideen und deren Verwirklichung abhängen.

Auf einer anderen Ebene liegt die Bedeutung lokalspezifischer Ressourcen für forschungsrelevante Entscheidungen. Dieser Faktor zielt darauf ab, daß Selektionen sich an den lokalspezifischen Möglichkeiten wie z. B. Apparaturen, Räumlichkeiten, Personal, Instrumenten etc. orientieren. KNORR-CETINA spricht in diesem Zusammenhang von *impliziertem Opportunismus*, was besagt: die ForscherInnen „*sind sich der materialen Gelegenheiten, die sich an einem bestimmten Ort ergeben, bewußt und nutzen diese für ihre Projekte*“ (KNORR-CETINA 1984, S. 65). Dies widerspricht der

Ansicht, daß Forschungsergebnisse unabhängig von der jeweiligen Forschungssituation sind.

Die Überlegung, daß je nach lokalspezifischer Ausfüllung der bislang genannten Faktoren Selektionen unterschiedlichste Richtungen einschlagen können, macht klar, daß sich keine allgemeingültigen Aussagen bezüglich des Verlaufs solcher Entscheidungsprozesse machen lassen. In der Abhängigkeit solcher Entscheidungsprozesse von lokalspezifischen Bedingungen und einer lokalspezifischen Entscheidungsdynamik sieht die Autorin die Ursache des Zustandekommens von sogenannten „neuen Erkenntnissen“ – Innovationen. Diese hält sie allerdings weniger für ein Zufallsprodukt als für ein die Lokalspezifität ausnutzendes, angestrebtes Ziel der WissenschaftlerInnen. Damit wäre auch schon ein *Leitprinzip* wissenschaftlichen Handelns aufgegriffen, welches KNORR-CETINA den Forschenden unterstellt. KNORR-CETINA sieht nicht das Suchen nach Wahrheit oder das Prüfen von Gedanken an der Realität als Handlungsmaximen des Forschens an, sondern vermutet andere, weniger idealistische Leitprinzipien am Werk.

Innovationen zu produzieren, sieht sie als eine Handlungsleitlinie an. Relevanz und möglicherweise ein mehrfaches „Aufgegriffen-werden“ einer Forschungsarbeit und somit nicht zuletzt die Reputation einer Forscherin, sind daran gekoppelt. Nicht die Frage, „was kann ich wissen“, sondern „wie gelingt mir eine Innovation“ steht also im Vordergrund.

In engem Zusammenhang mit dem letztgenannten Prinzip steht ein anderes Leitprinzip. Für die ForscherInnen ist der Autorin zufolge von vorrangiger Bedeutung, „*Erfolgreich etwas ‚hinzukriegen‘“* denn was „*als konkretes Ziel der ‚Arbeit‘ ständig verstärkt wird, ist der Erfolg beim ‚Gelingen‘ eines Versuchs und nicht etwa das unerreichbar entfernte Ideal der Wahrheit“* (KNORR-CETINA 1984, S. 24). Schlußendlich bedeutet dies, daß sich die Arbeit der ForscherInnen darauf konzentriert, ein als Ziel angestrebtes Erkenntnisprodukt durch eine entsprechende Anlegung der Untersuchung auch zu erhalten. Daraus resultiert unmittelbar eine andere Maxime, die KNORR-CETINA mit „*sich in den Implikationskontext versetzen“* umschreibt (KNORR-CETINA 1984, S. 166). Damit ist gemeint, daß zu treffende Entscheidungen vom Resultat des Durchspielens verschiedener alternativer Möglichkeiten der Untersuchungsgestaltung und jeweils zu erwartender Ergebnisse abhängen. Die spekulative Vorwegnahme von Untersuchungsergebnissen (Bedeutung von Vorversuchen) leitet dieser Logik zufolge den Entscheidungsprozeß.

Dies kann als ein Grundsatz angesehen werden, der nicht nur bei der grundsätzlichen Entscheidung über ein Forschungsvorgehen zur Geltung kommt, sondern auch auf allen Stufen desselben, also z. B. auch bei der Wahl von Auswertungsstrategien. Die Vorwegnahme von Kritik als Leitlinie bei der Untersuchungsgestaltung ist ein anderes, oben bereits angesprochenes Prinzip. Die Art der antizipierten Kritik hängt natürlich davon ab, zu welchen möglichen Kritikern eine Forscherin sich in Beziehung sieht, bzw. aus anderer Perspektive, in welchem Umfeld sich eine Forscherin befindet. Dieses Prinzip kann sich mit einer anderen Maxime verzahnen (wie eigentlich alle genannten Komponenten), nämlich der Kontrolle von bestimmten Variablen im Falle einer Versuchsgestaltung Vorrang vor anderen Überlegungen (wie z. B. Transferplausibilität, Praxisrelevanz) zu geben.

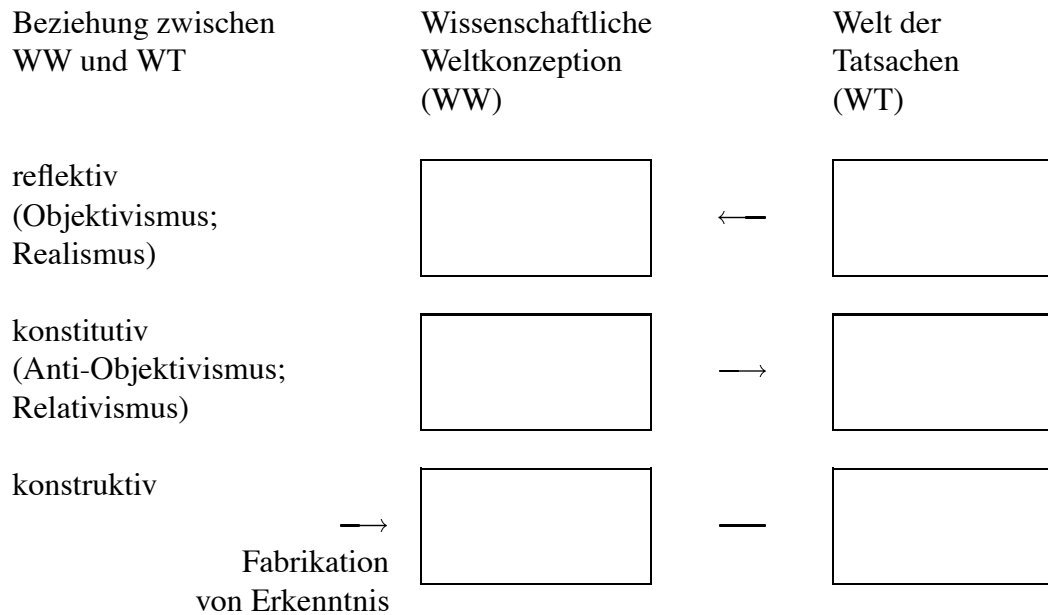
Knorr-Cetinas „Die Fabrikation von Erkenntnis“ in konstruktivistischen Schlüsselbegriffen

Im Rahmen unserer Strukturierung unterschiedlicher konstruktivistischer Ansätze, läßt sich KNORR-CETINAS „Fabrikation von Erkenntnis“ auf folgende Schlüsselbegriffe bringen.

Erkenntnis und Wirklichkeit

Für KNORR-CETINA steht außer Frage, daß wissenschaftliche Erkenntnis konstruiert ist, das wird schon beim Lesen der ersten Überschrift klar: „*Wissenschaft als praktische Rationalität: Zur Konstruktivität und Kontextualität der Fabrikation von Erkenntnis“*. Es geht KNORR-CETINA nicht darum, zu klären ob, sondern wie Erkenntnis fabriziert wird. Damit behandelt sie das Problem der Erkenntnis in einer für PhilosophInnen unüblichen Weise: Nicht das Verhältnis von wissenschaftlicher Weltkonzeption

zur Welt der Tatsachen, von Wissen zu Wirklichkeit also, ist ihr Thema, sondern der konkrete Akt der Fabrikation. Sie macht das an einem Schaubild deutlich:



Schematische Darstellung der Positionen hinsichtlich der Beziehung zwischen der wissenschaftlichen Weltkonzeption und der „Welt der Tatsachen“. (Die Pfeile geben die Einflußrichtung und das im Vordergrund stehende Untersuchungsinteresse an.)

(Abbildung 1.1 aus KNORR-CETINA 1984, S. 20)

Ihr Ansatz ist in Abb. 1.1 in der untersten Reihe dargestellt. KNORR-CETINAS Untersuchungsinteresse setzt weder an der „Wissenschaftlichen Weltkonzeption“, noch an der „Welt der Tatsachen“ an, sondern davor, an der lokalen, konkreten Fabrikation von Erkenntnis. Der von uns vertretene konstruktivistische Ansatz umfaßt die von KNORR-CETINA konstitutiv genannte anti-objektivistische *und* die von ihr vertretene konstruktivistische Position. Wir gehen davon aus, daß die eingenommene Perspektive immer das Gesehene bestimmt, das würde KNORR-CETINA als konstitutive Position bezeichnen, darüber hinaus interessieren wir uns aber wie sie auch dafür, wie eine Perspektive entsteht. Das würden wir als Wirklichkeitsprüfung bezeichnen.

Wissen

Wissen ist für KNORR-CETINA immer im historischen und sozialen Kontext zu betrachten. Entsprechend zitiert sie FEYERABEND: „*Wissenschaftliches Wissen [...] ist nichts als eine Familie von Glaubenssätzen, gleich jeder anderen Familie von Glaubenssätzen. Systeme von Glaubensinhalten entwickeln sich in einem historischen und sozialen Kontext.*“ (S. 18) Oder an anderer Stelle: „*Damit ist auf einen Wissensbegriff abgezielt, der naturwissenschaftliche Resultate nicht nur als historisch-sozial eingebettet ansieht, sondern auch als konkret im Labor konstruiert.*“ (S. 22)

Historizität und soziale Gebundenheit

Die Historizität und soziale Gebundenheit von wissenschaftlicher Erkenntnis ist für KNORR-CETINA schon SoziologInnenfolklore. Sie zeigt darüberhinaus konkret, wie der soziale Kontext, also wissenschaftliche MitforscherInnen und wissenschaftlicher Diskurs, die Erkenntnisfabrikation beeinflussen (siehe oben den Abschnitt „Faktoren und Leitprinzipien“). Wissenschaftliche Innovation wird „*nicht der Kreativität des Individuums zugeschrieben [...], sondern als Produkt sozialer Interaktionen-im-Kontext gesehen*“ (S. 47 f).

Objektivität und Empirie

Objektivität oder Herstellung von Objektivität wird von KNORR-CETINA nicht zum Thema ihrer Analyse gemacht, vielmehr hat sie den Objektivismus schon längst überwunden (siehe „Erkenntnis und Wirklichkeit“). Zur Empirie äußert sie sich widersprüchlich. Einerseits sind für sie „*Wissenschaftliche*

Resultate, einschließlich empirischer Daten [...] das Resultat eines Fabrikationsprozesses“ (S. 26), andererseits sagt sie über die eigene Arbeit: *„Das Ziel ist letztlich die Entwicklung einer empirischen Epistemologie.“* (S. 23, was sie darunter versteht, wird im nächsten Abschnitt erläutert). Widersprüchlichkeit taucht für uns auch immer da auf, wo sie mit ihrer ethnographischen Methode *näher* an die Natur herankommen will. Diese Widersprüchlichkeit können wir allerdings gut verstehen. Sie macht uns Karin KNORR-CETINA sogar sympathisch. Träumen doch auch wir davon, die Wirklichkeit „wirklich“ prüfen zu können. (Vgl. unser Arbeitspapier Nr. 10)

Zukunft von Wissenschaft, oder: wie Knorr-Cetina vorgeht

KNORR-CETINA betreibt „Wirklichkeitsprüfung“ von Laborforschung, sie beobachtet und belauscht Forschende. Theoretisch begründet sie ihre Methode ausgehend von der Unterscheidung von sensitiven und frigiden bzw. distanzierenden Methodologien. Die ethnographische Methode der einführenden Beobachtung nennt sie sensitiv und nicht distanzierend, wogegen sie die Methoden, die die von ihr beobachteten NaturwissenschaftlerInnen verwenden, distanzierend nennt. Dennoch findet auch hier, bei Anwendung der ethnographischen Methode, Konstruktion statt: *„Das Ziel einer sensitiven Methodologie ist daher nicht, Konstruktivität zu eliminieren, sondern sie so zu dezentrieren, daß die für die Beschreibung konstitutiven Restriktionen möglichst weitgehend von den Phänomenen selbst bestimmt werden.“* (S. 47) Damit ist wohl gemeint, daß die Wirklichkeitskonstruktionen der beobachteten Personen in deren Begriffen und nicht in aufgezwungenen Beobachterkategorien beschrieben werden soll, also so etwas wie Konsensvalidierung vorgenommen werden soll.

Schließlich propagiert KNORR-CETINA einen *methodologischen Interaktionismus*. Das heißt, nicht die Kognitionen oder Intentionen der einzelnen TeilnehmerInnen, sondern die Interaktionen des gesamten Systems sind Gegenstand der teilnehmenden Beobachtung. *„Wenn die Handlungen des einzelnen von der leiblichen, kommunikativ etablierten oder gedachten Gegenwart anderer beeinflusst sind [...] dann genügt es nicht, Individuen und deren Intentionen zu analysieren. Das Untersuchungsformat muß vielmehr ermöglichen, daß die interaktionalen Merkmale menschlichen Handelns sichtbar und analysierbar werden [...]“* (S. 48) Und das sieht dann konkret so aus: *„Um diese Vorgänge (die kontextbestimmten Selektionen im Labor) zu identifizieren, müssen wir ihnen ‚zuhören‘: Wir müssen auf die Gespräche der Wissenschaftler achten, auf die Fragen und Kommentare des Labors, die Debatten und Klagen, den Tratsch an der Ecke und in der Cafeteria der Institution.“* (S. 50) Mit *methodologischem Interaktionismus* scheint also eine systemische Sichtweise gemeint zu sein, allerdings bezieht sich KNORR-CETINA nicht als Beobachterin in dieses System mit ein. Das würde für uns dazugehören.

Nützlichkeit und Viabilität

Da es KNORR-CETINA nicht um das Verhältnis von wirklicher Welt und Erkenntnis geht, kommt so etwas wie GLASERFELDS Viabilitätsbegriff nicht vor, denn der beschreibt die Rückwirkung der wirklichen Welt auf wissenschaftliche Theorien. KNORR-CETINA zufolge wirkt nicht die Welt der Tatsachen, sondern konkret die soziale Umwelt, die WissenschaftlerInnengemeinde, auf die Theorien zurück (s.S. 33). Diese Position gefällt übrigens auch uns besser. KNORR-CETINAS Vorgehen nach der ethnographischen Methode, das wir als Wirklichkeitsprüfung bezeichnen würden, scheint uns ein sehr nützliches Vorgehen zu sein. Einerseits gefällt uns die Methode an sich, das genaue Beobachten und Zuhören, andererseits freut uns auch, was sie zutage fördert bzw. konstruiert. Wissenschaft und Wissenschaftsbetrieb werden entmystifiziert und erscheinen als Produkt von WissenschaftlerInnenritualen. Darüberhinaus wird von KNORR-CETINA auch erklärt, daß der Konstruktivität eine soziale Gebundenheit entgegenwirkt, sie nennt das *opportunistische Logik*.

Peter L. Berger und Thomas Luckmann

In breiter epischer Soziologenmanier bringen BERGER und LUCKMANN insbesondere die Bedeutung des kommunalen Systems in ihre Überlegungen zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit ein. Dies gefällt uns als Sozialen KonstruktivistInnen natürlich sehr gut. In einem kommunalen System (sie nennen dies „Institution“) existiert ein Sammelsurium von Sprachfiguren über alles nur denkbare, welches sich zu einer für dieses spezifische kommunale System typischen Plausibilitätsstruktur verdichtet, die die subjektive Wirklichkeit der Individuen innerhalb dieses kommunalen Systems fast völlig vorwegnimmt und die durch permanente Interaktion mit anderen SystemteilnehmerInnen aufrechterhalten werden muß, um nicht abzustürzen. Es folgen einige Zitate, die die Gedankenwelt BERGERS und LUCKMANNs ein wenig öffnen.

Wirklichkeit

Die Alltagswelt breitet sich vor uns aus als Wirklichkeit, die von Menschen begriffen und gedeutet wird und ihnen subjektiv sinnhaft erscheint. Die Alltagswelt wird nicht nur als wirklicher Hintergrund subjektiv sinnhafter Lebensführung von jedermann hingenommen, sondern sie verdankt jedermanns Gedanken und Taten ihr Vorhandensein und ihren Bestand.

Der Allerweltsverstand hat unzählige prä- und quasi-wissenschaftliche Interpretationen der Alltagswelt zur Hand, welche er für gewiß hält. Wenn wir jedermanns Wirklichkeit beschreiben wollen, müssen wir uns mit jedermanns Interpretationen seiner Wirklichkeit auseinandersetzen und dem Charakter der Gewißheit von jedermanns Wirklichkeit Rechnung tragen, wenngleich in phänomenologischen Klammern. (Ein wunderschöner Satz, der sich stark dem nähert, was wir als „Wirklichkeitsprüfung“ bezeichnen würden.)

Unter den vielen Wirklichkeiten gibt es eine, die sich als Wirklichkeit par excellence darstellt. Das ist die Wirklichkeit der Alltagswelt. Ihre Vorrangstellung berechtigt dazu, sie als die oberste Wirklichkeit zu bezeichnen [...] die Alltagswelt installiert sich im Bewußtsein in der massivsten, aufdringlichsten, intensivsten Weise. In ihrer imperativen Gegenwärtigkeit ist sie unmöglich zu ignorieren, ja, auch nur abzuschwächen. Ich erfahre die Wirklichkeit der Alltagswelt als eine Wirklichkeitsordnung. Ihre Phänomene sind vor-arrangiert nach Mustern, die unabhängig davon zu sein scheinen, wie ich sie erfahre, und die sich gewissermaßen über meine Erfahrung von ihnen legen. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint bereits objektiviert, das heißt konstituiert durch eine Anordnung der Objekte, die schon zu Objekten deklariert waren, längst bevor ich auf der Bühne erschien.

Die Wirklichkeit der Alltagswelt wird als Wirklichkeit hingenommen. Über ihre einfache Präsenz hinaus bedarf sie keiner zusätzlichen Verifizierung. Sie ist einfach da – als selbstverständliche, zwingende Faktizität. Ich weiß, daß sie wirklich ist. Obgleich ich in der Lage bin, ihre Wirklichkeit auch in Frage zu stellen, muß ich solche Zweifel doch abwehren, um in meiner Routinewelt existieren zu können. Diese Ausschaltung des Zweifels ist so zweifelsfrei, daß ich, wenn ich den Zweifel einmal brauche [...], eine echte Grenze überschreiten muß. Die Alltagswelt behauptet sich von selbst, und wenn ich ihre Selbstbehauptung anfechten will, muß ich mir dazu einen Stoß versetzen. Verglichen mit der Wirklichkeit der Alltagswelt erscheinen andere Wirklichkeiten als umgrenzte Sinnprovinzen, als Enklaven in der obersten Wirklichkeit. Ihre Grenzen sind markiert durch fest umzirkelte Bedeutungs- und Erfahrungsweisen. Die oberste Wirklichkeit umhüllt sie gleichsam von allen Seiten und das Bewußtsein kehrt immer wieder wie von einer Reise zu ihr zurück.

Für alle Enklaven, das heißt für alle Bereiche geschlossener Sinnstruktur, ist charakteristisch, daß sie die Aufmerksamkeit von der Alltagswelt ablenken. Die Alltagswelt-Wirklichkeit behält [...] ihr Übergewicht auch noch nach solchen Sprüngen. Dafür sorgt schon die Sprache. Die Allerwelts- und Umgangssprache, die mir zur Objektivation meiner Erfahrungen zur Verfügung steht, gründet in der Alltagswelt und greift immer auf sie zurück, auch wenn ich mit ihr Enklavenerlebnisse bespreche. Meistens verzerre ich deren eigene Wirklichkeit, sobald ich sie in der gewöhnlichen Sprache ausdrücke, das heißt, ich versetze nicht-alltägliche Erfahrungen zurück in die oberste Wirklichkeit: die der

Alltagswelt. Und für sie [die Menschen] ist es tatsächlich eines der größten Probleme, die Koexistenz der Wirklichkeit und der Wirklichkeitsenklaven ihrer Spekulation zu interpretieren.

Interaktion

Tatsächlich kann ich in der Alltagswelt nicht existieren, ohne unaufhörlich mit anderen zu verhandeln und mich mit ihnen zu verständigen. Das Wichtigste, was ich weiß, ist, daß es eine fortwährende Korrespondenz meiner und ihrer [der anderen] Auffassungen von und in dieser Welt gibt, daß wir eine gemeinsame Auffassung von ihrer Wirklichkeit haben.

Die Wirklichkeit der Alltagswelt teilen wir mit den Anderen. Die fundamentale Erfahrung des Anderen ist die von Angesicht zu Angesicht. Die Vis-a-vis-Situation ist der Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion. Jede andere Interaktionsform ist von ihr abgeleitet. In der Vis-a-vis-Situation ist der Andere völlig wirklich. Diese Wirklichkeit ist Teil der Gesamtwirklichkeit der Alltagswelt und als solcher kompakt und zwingend. Was der Andere ist, nehme ich kontinuierlich wahr. Diese meine Wahrnehmung ist währende Gegenwart, präreflexiv. Der typische Anlaß [...] für die Reflexion auf mich selbst ist die Stellung des Anderen mir gegenüber. Meine Einstellung auf mich selbst ist ein typischer Spiegelreflex auf Einstellungen des Anderen zu mir.

Eigentlich ist es besonders schwierig, diese Art Wechselwirkung in feste Schablonen zu zwingen. Jedes Modell müßte unaufhörlich abgewandelt werden, sollte es der unbeschreiblichen Buntheit, dem subtilen Hin und Her des subjektiv Gemeinten entsprechen. Die Schablone hält der kompakten Evidenz der Situation nicht stand. (Was uns allerdings nicht daran hindert, die Schablonen endlos weiter zu verwenden.)

Die Wirklichkeit der Alltagswelt verfügt somit über Typisierungen, mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann. Mein Vis-a-vis-Verhalten wird von solchen Typisierungen geleitet, solange es nicht dadurch problematisch wird, daß der Andere sie über den Haufen wirft.

Vorgegebene Typisierungen für eine Vis-a-vis Situation sind [...] reziprok. Unser beider [der Andere und ich] Bestand an Typisierungen tritt in der Vis-a-vis-Situation in eine fortwährende Verhandlung ein. Auch für diese Verhandlung hat die Alltagswelt höchstwahrscheinlich eine Schablone bereit. Meine Kontakte in der Alltagswelt sind demnach fast immer im doppelten Sinne typisch: Ich erfasse den Anderen als Typus und befinde mich mit ihm in einer Kontaktsituation, die ebenfalls typisch ist.

Ein wichtiger Aspekt der Erfahrung von Anderen in der Alltagswelt ist der der Direktheit beziehungsweise Indirektheit. Die Vis-a-vis-Situation verschafft mir die direkte Evidenz meines Mitmenschen, seiner Handlungen, seiner Eigenschaften. Die Grade des Interesses und der Intimität können zusammenwirken, um die Anonymität meiner Erfahrung des Anderen zu steigern oder abzuschwächen. Und der Rahmen für Typisierungen – und in ihm ihre Anonymität – kann am Ende so weit werden, daß man etwa von der öffentlichen Meinung [...] oder gar von der Weltmeinung spricht. Die gesellschaftliche Wirklichkeit der Alltagswelt wird [...] als ein kohärentes und dynamisches Gebilde von Typisierungen wahrgenommen, welche um so anonymer werden, je mehr sie sich vom Jetzt und Hier der Vis-a-vis-Situation entfernen. (Wobei wir unter Dynamik von Typisierungen eher einen zeitgeistmäßigen Austausch von Konzepten verstehen wollen, als ein vorübergehendes Verlassen der von der „Alltagswelt“ vorgegebenen Typisierungseinschränkungen.) Schließlich kann ich im Gedenken an die Gründer der Nation oder, wem das besser klingt, zum Wohle künftiger Generationen sogar mein Leben lassen.

Sprache, Wissen, Erkenntnis

Die Sprache, die im alltäglichen Leben gebraucht wird, versorgt mich unaufhörlich mit den notwendigen Objektivationen und setzt mir die Ordnung, in welcher diese Objektivationen Sinn haben und in der die Alltagswelt mir sinnhaft erscheint. Die Sprache markiert das Koordinatensystem meines Lebens in der Gesellschaft und füllt sie mit sinnhaltigen Objekten.

Das menschliche Ausdrucksvermögen besitzt die Kraft der Objektivation, das heißt, es manifestiert sich in Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit, welche sowohl dem Erzeuger als auch anderen Menschen als Elemente ihrer gemeinsamen Welt begrifflich sind. Objektivationen sind mehr oder weniger

dauerhafte Indikatoren subjektiver Empfindungen. Sie ermöglichen deren Begreifbarkeit über die Vis-a-vis-Situation, in welcher sie unmittelbar erfaßt werden können, hinaus.

Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist nicht nur voll von Objektivationen, sie ist vielmehr nur wegen dieser Objektivationen wirklich. Ich bin dauernd umgeben von Objekten, welche subjektive Intentionen meiner Mitmenschen proklamieren, obgleich ich manchmal nicht sicher bin, was ein bestimmter Gegenstand eigentlich proklamiert. Das gilt besonders dann, wenn er von Menschen stammt, die ich kaum oder gar nicht in Vis-a-vis-Situationen erlebt habe.

Der Mensch bündelt gleichsam seine Zeichen zu ganzen Systemen. So gibt es gestische und mimische Zeichensysteme, Systeme von Körperbewegungen und Systeme von Artefakten. Zeichen und Zeichensysteme sind objektiv eingängige Objektivationen, die über subjektive Intentionen im Hier und Jetzt hinausreichen. Ablösbarkeit ist allen Zeichen und Zeichensystemen eigen. Differenzieren aber kann man sie nach Graden ihrer Ablösbarkeit von der Vis-a-vis-Situation.

Sprache [...] ist das wichtigste Zeichensystem der menschlichen Gesellschaft. [...] Das Verständnis des Phänomens Sprache ist entscheidend für das Verständnis der Wirklichkeit der Alltagswelt. Die Ablösbarkeit der Sprache gründet tiefer, nämlich in der Fähigkeit, Sinn, Bedeutung, Meinung zu vermitteln, die nicht direkter Ausdruck des Subjektes hier und jetzt sind.

Ich spreche und denke in einem. Ich äußere mein eigenes subjektives Meinen, wodurch es mir selber zugänglich und dadurch wirklicher wird. Sprache macht mein Subjekt-Sein wirklicher, nicht nur für mein Vis-a-vis im Gespräch, sondern auch für mich selbst. Die Kraft der Sprache, Subjektivität zu erhellen, zu kristallisieren und zu stabilisieren, bleibt ihr, wenngleich modifiziert, auch wenn sie von der Vis-a-vis-Situation abgelöst ist.

Obwohl Sprache auch für andere Wirklichkeiten zuständig ist, bleiben ihre Wurzeln immer in der Alltagswelt. Ich treffe auf sie als auf einen Tatbestand außerhalb meiner selbst, und ihre Wirkung auf mich ist zwingend. Sprache zwingt mich in ihre vorgeprägten Muster. Sprache versorgt mich mit Vorfabrikationen für die ständige Objektivation meiner zunehmenden Erfahrung. Sprache ist dehnbar und geschmeidig genug, mir die Objektivation der ganzen Fülle von Erfahrungen möglich zu machen. Sprache typisiert die Erfahrungen auch, indem sie erlaubt, sie Kategorien zuzuteilen, mittels derer sie nicht nur für mich, sondern auch für meine Mitmenschen Sinn haben. So wie die Sprache typisiert, so entpersönlicht sie auch. Denn die typisierte Erfahrung kann prinzipiell von jedem, der in die entsprechende Kategorie fällt, erfahren werden. So subsumiert die Sprache spezielle Erlebnisse ständig unter allgemeine Sinnordnungen, die objektiv und subjektiv wirklich sind. Weil Sprache die Kraft hat, das Hier und Jetzt zu transzendieren, überbrückt sie die verschiedenen Zonen der Alltagswelt und integriert sie zu einem sinnhaften Ganzen. Durch die Sprache kann eine ganze Welt in einem Augenblick vorhanden sein.

Sprache hat die Kraft, nicht nur fern der Allerweltserfahrung Symbole zu bilden, sondern sie umgekehrt auch wieder in die Alltagswelt zurückzuholen und dort als objektiv wirkliche Faktoren zu präsentieren. Die Sprache stellt semantische Felder oder Sinnzonen her, die wiederum durch Sprache abgegrenzt werden. Im Rahmen semantischer Felder können biographische und historische Erfahrungen selektiv objektiviert, bewahrt und angehäuft werden. Was an totaler Erfahrung des Einzelnen und der Gesellschaft zu behalten und was zu vergessen ist, das wird in semantischen Feldern entschieden. Der auf diese Weise gespeicherte „Wissensvorrat“ wird von Generation zu Generation weitergegeben, und das Individuum kann sich seiner in der Alltagswelt bedienen. Für die Alltagswelt des Normalverbrauchers bin ich mit gewissen Normalrationen an Wissen ausgerüstet. Zudem weiß ich, daß andere mindestens partiell auch wissen, was ich weiß. Sie umgekehrt wissen wiederum, daß ich das weiß. Unsere Interaktionen in der Alltagswelt werden daher immer auch davon mitbestimmt, daß wir – der Andere und ich – Nutznießer und Teilhaber desselben Wissensvorrates sind oder mindestens sein können.

Da Zweckmäßigkeit motive die Alltagswelt leiten, steht Rezeptwissen, das sich auf Routineverrichtungen beschränkt, im gesellschaftlichen Wissensvorrat an hervorragender Stelle. Auch vom Funktio-

nieren menschlicher Beziehungen habe ich mein Rezeptwissen. Ein großer Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates besteht aus Rezepten zur Lösung von Routineproblemen. Die natürliche Kulisse meiner Erlebnisse ist im Wissensvorrat vorfabriziert. Meine Welt hält zusammen auf Grund von Routinen. Was jedermann weiß, hat seine eigene Logik. Und mit Hilfe dieser eigenen Logik wird mir, was ich weiß, sinnhaft im Sinne dieser Logik. Ich kann sie benützen, um verschiedene Dinge zu ordnen, die ich weiß.

Die Gültigkeit meines Wissens in der und über die Alltagswelt garantiere ich selbst, und garantieren andere sich und mir nur bis auf weiteres, das heißt bis zu dem Augenblick, in dem ein Problem auftaucht, welches nicht im gültigen Sinne gelöst werden kann. Solange mein Wissen befriedigend funktioniert, bin ich im allgemeinen bereit, Zweifel an ihm nicht aufkommen zu lassen. Zu gewissen Gelegenheiten [...] mag ich zwar einzelne Bestandteile meines Wissens in Frage stellen. Aber solche Zweifel sind nicht ernst zu nehmen. Nur wenn die routinisierten Maximen des Alltagsweltwissens versagen, wenn sie in der Welt, aus der und auf die sie bezogen sind, nicht halten, was sie versprechen, komme ich vielleicht so weit, sie im Ernst zu bezweifeln. Obgleich der gesellschaftliche Wissensvorrat die Alltagswelt integriert und nach Zonen der Vertrautheit und Fremdheit differenziert darbietet, macht er sie als Ganzes doch nicht durchsichtig. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint uns immer als eine Zone der Helligkeit vor einem dunklen Hintergrund. Einige Zonen der Wirklichkeit sind hell, andere liegen im Schatten. Ich kann einfach nicht alles wissen, was über sie und von ihr gewußt werden muß. Es geht immer etwas hinter meinem Rücken vor. Mein Alltagswissen ist wie ein Instrument, mit dem ich mir einen Pfad durch den Urwald schneide. Er wirft einen schmalen Lichtkegel auf das, was gerade vor mir liegt und mich unmittelbar umgibt. Überall sonst herrscht weiter Dunkelheit.

Mein Alltagsweltwissen ist nach Relevanzen gegliedert. Einige ergeben sich durch unmittelbare praktische Zwecke, andere durch meine gesellschaftliche Situation. Meine Relevanzstrukturen überschneiden sich an vielen Punkten mit denen anderer. Daher kommt es, daß wir uns etwas Interessantes zu sagen haben. Ein wichtiger Bestandteil meines Alltagswissens ist das Wissen um die Relevanzstrukturen von anderen. Die Grundstruktur der Relevanz in der Alltagswelt liefert mir der gesellschaftliche Wissensvorrat als Fertigung. Jedoch hat auch der gesellschaftliche Wissensvorrat als Ganzes seine eigene Relevanzstruktur. Wissen in der Alltagswelt begegnet mir distribuiert, das heißt, verschiedene Individuen sind seiner zu verschiedenen Teilen und auf verschiedene Weise inne. Ich teile mein Wissen nicht zu gleichen Teilen mit allen Mitmenschen. Und es mag sogar Wissen geben, das ich mit niemandem teile. Für den Außenseiter kann die gesellschaftliche Distribution des Wissens über einzelne Bestandteile der Alltagswelt-Wirklichkeit höchst kompliziert und verwirrend werden. Die gesellschaftliche Distribution von Wissen beginnt bei der schlichten Tatsache, daß ich nicht alles weiß, was meine Mitmenschen wissen, und sie kulminiert in höchst komplizierten und geheimnisvollen Zusammenhängen der Expertenschaft.

Das notwendigste Vehikel der Wirklichkeitserhaltung ist die Unterhaltung. Das Alltagsleben des Menschen ist wie das Rattern einer Konversationsmaschine, die ihm unentwegt seine subjektive Wirklichkeit garantiert, modifiziert und rekonstruiert. Zur gleichen Zeit, in der die Konversationsmaschine Wirklichkeit unterhält, modifiziert sie sie auch fortwährend. Gesprächsgegenstände werden fallengelassen und aufgenommen, so daß einiges von dem, was noch gewiß erscheint, abgeschwächt und anderes bestärkt wird. Die subjektive Wirklichkeit von etwas, das nie besprochen wird, fängt allmählich an, hinfällig zu werden. Umgekehrt verleiht das Gespräch Objekten, die vorher fließend und undeutlich waren, Konturen.

Die Konversationsmaschine schlägt in Wirklichkeit um, indem wir verschiedene Elemente der Erfahrung durchsprechen und sie an einen festen Platz in der wirklichen Welt stellen. Die wirklichkeitsstiftende Macht des Gesprächs ist mit der Tatsache der Objektivation durch die Sprache bereits vorgegeben. Sprache objektiviert die Welt, indem sie die Erfahrung in eine kohärente Ordnung transformiert. Durch die Errichtung dieser Ordnung verwirklicht die Sprache eine Welt in doppeltem Sinne: sie begreift sie und erzeugt sie.

Im Gespräch werden die Objektivierungen der Sprache zu Objekten des individuellen Bewußtseins. So ist das fundamentale wirklichkeitswahrende Faktum der dauernde Gebrauch derselben Sprache, um die sich entfaltende Erfahrung des Lebens zu objektivieren. Im weitesten Sinne sind alle, die dieselbe Sprache sprechen, füreinander wirklichkeitswahrende Andere. Wenn die subjektive Wirklichkeit intakt bleiben soll, muß die Konversationsmaschine gut geölt sein und ständig laufen. Das Reißen der Fäden, der Abbruch der sprachlichen Kontakte, ist für jede subjektive Wirklichkeit eine Gefahr.

Die subjektive Wirklichkeit ist immer an besondere Plausibilitätsstrukturen gebunden. Der Abbruch des signifikanten Gesprächs mit den jeweiligen Mittlern einer Plausibilitätsstruktur bedroht die jeweilige subjektive Wirklichkeit; d.h. die lebendige Wirklichkeit entrinnt allmählich, wenn sie nicht durch Kontakte mit Anderen wiederbelebt wird.

Eine Plausibilitätsstruktur ist auch die Grundlage für die Absage an den jeweils einschlägigen Zweifel, ohne welche die Bestimmung der entsprechenden Wirklichkeit im Bewußtsein nicht haften bliebe. Zusammen mit der Plausibilitätsstruktur werden gesellschaftliche Sanktionen gegen wirklichkeitszeretzende Zweifel internalisiert und ständig neu gesichert. Solange ein Mensch sich in einer Plausibilitätsstruktur weiß, findet er es lächerlich, wann immer ihn subjektive Zweifel an der entsprechenden Wirklichkeit überkommen. Er weiß, daß die Anderen ihn auslachen würden, wenn er sie ausspräche. Ja, er kann schweigend über sich selbst lächeln und im Geiste die Achseln zucken. So lebt er denn weiter in einer so wohlsanktionierten Welt. Es erübrigt sich fast zu sagen, daß diese Art Autotherapie sich als zunehmend schwieriger erweist, wenn die Plausibilitätsstruktur – und gar ihre gesellschaftliche Matrix – unzugänglicher wird. Dann wird das Lächeln gezwungen, und an seine Stelle tritt allmählich ein bedenkliches Stirnrunzeln.

Soziale Gebundenheit/Kommunales System

Der Vorgang der Menschwerdung findet in Wechselwirkung mit einer Umwelt statt. Das heißt, der sich entwickelnde Mensch steht in Verbindung mit einer besonderen kulturellen und gesellschaftlichen Ordnung, welche ihm durch signifikante Andere vermittelt wird. Menschsein ist sozio-kulturell variabel. Eine biologische Natur des Menschen, die als solche sozio-kulturelle Gebilde und ihre Mannigfaltigkeit bestimmte, gibt es nicht. Die jeweilige Eigenart, in der Menschhaftigkeit sich ausprägt, wird umgekehrt aber bestimmt durch eben diese sozio-kulturellen Schöpfungen und gehört zu deren zahlreichen Varianten. So kann man zwar sagen: der Mensch hat seine Natur. Treffender wäre jedoch: der Mensch macht seine eigene Natur – oder, noch einfacher: der Mensch produziert sich selbst. Die gesellschaftlichen Vorgänge, die auch die Vollendung des Organismus bestimmen, produzieren das Selbst in seiner besonderen und kulturelevanten Eigenart. Als Produkt der Gesellschaft beschränkt sich sein Charakter nicht auf die jeweilige Figur, als die sich der Einzelne, etwa als Mann im Sinne der jeweiligen Kultur, selbst identifiziert. Dazu kommt vielmehr die gesamte psychologische Ausstattung der betreffenden Vorstellung – männliche Gefühle und Einstellungen zum Beispiel, bis hin zu somatischen Reaktionen.

Zusammen produzieren die Menschen eine menschliche Welt mit der ganzen Fülle ihrer sozio-kulturellen und psychologischen Gebilde. Homo sapiens ist immer und im gleichen Maßstab auch Homo socius. Gesellschaftsordnung ist nicht Teil der Natur der Dinge und kann nicht aus Naturgesetzen abgeleitet werden. Sowohl nach ihrer Genese (Gesellschaftsordnung ist das Resultat vergangenen menschlichen Tuns) als auch in ihrer Präsenz in jedem Augenblick (sie besteht nur und solange, bis menschliche Aktivität nicht davon abläßt, sie zu produzieren) ist Gesellschaftsordnung als solche ein Produkt des Menschen.

Wissen über die Gesellschaft ist Verwirklichung im doppelten Sinne des Wortes: Erfassen der objektivierten gesellschaftlichen Wirklichkeit und das ständige Produzieren eben dieser Wirklichkeit in einem.

Wie entstehen Institutionen? Institutionalisierung findet statt, sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine Institution. Für ihr Zustandekommen wichtig sind die Reziprozität der Typisierung und

die Typik nicht nur der Akte, sondern auch der Akteure. Institutionen setzen Historizität und Kontrolle voraus. Wechselseitige Typisierungen von Handlungen kommen im Lauf einer gemeinsamen Geschichte zustande. Sie können nicht plötzlich entstehen. Institutionen haben immer eine Geschichte, deren Geschöpfe sie sind. Es ist unmöglich, eine Institution ohne den historischen Prozeß, der sie hervorgebracht hat, zu begreifen. Durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins halten Institutionen menschliches Verhalten unter Kontrolle. Sie stellen Verhaltensmuster auf, welche es in eine Richtung lenken, ohne Rücksicht auf die Richtungen, die theoretisch möglich wären. Dieser Kontrollcharakter ist der Institutionalisierung als solcher eigen. Theoretisch wichtig ist jedoch, daß ein Institutionalisierungsprozeß wechselseitiger Typisierung auch dann stattfinden könnte, wenn nur zwei Menschen wiederholt dasselbe tun.

Eine institutionale Welt wird als objektive Wirklichkeit erlebt. Sie hat eine Geschichte vor der Geburt des Individuums, die sich persönlich-biographischer Erinnerung entzieht. Diese Geschichte hat selbst, als Tradition bestehender Institutionen, objektiven Charakter. Der Lebenslauf des Einzelnen wird als eine Episode aufgefaßt, die ihren Ort in der objektiven Geschichte der Gesellschaft hat. Die Institutionen stehen dem Individuum als objektive Faktizitäten unabweisbar gegenüber. Sie sind da, außerhalb der Person, und beharren in ihrer Wirklichkeit. Der Einzelne kann sie nicht wegwünschen. Sie widersetzen sich seinen Versuchen, sie zu verändern oder ihnen zu entschlüpfen. Sie haben durch ihre bloße Faktizität zwingende Macht über ihn, sowie auch durch die Kontrollmechanismen, die mindestens den wichtigsten Institutionen beigegeben sind.

Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt. Größte Vorsicht ist demnach im Hinblick auf alle Behauptungen über die angebliche Logik von Institutionen geboten. Die Logik steckt nicht in den Institutionen und ihrer äußeren Funktionalität, sondern in der Art, in der über sie reflektiert wird. Das reflektierende Bewußtsein überlagert die institutionale Ordnung mit seiner eigenen Logik. Die objektivierete soziale Welt wird von der Sprache auf logische Fundamente gestellt. Das Gebäude unserer Legitimationen ruht auf der Sprache, und Sprache ist ihr Hauptinstrument. Die Logik, mit der die institutionale Ordnung auf diese Weise ausgestattet wird, ist ein Teil des gesellschaftlich zugänglichen Wissensvorrates und wird als solcher als Gewißheit hingenommen.

Das Primärwissen über die institutionale Ordnung ist vorthoretisch. Es ist das summum totum all dessen, was jedermann weiß, ein Sammelsurium von Maximen, Moral, Sprichwortweisheit, Werten, Glauben, Mythen und so weiter, dessen Integration eine beträchtliche geistige Kraft benötigt. Auf vorthoretischer Ebene jedoch hat jede Institution einen Bestand an überliefertem Rezeptwissen, das heißt: Wissen, das die institutionseigenen Verhaltensvorschriften mit Inhalt versorgt.

Paul Feyerabend

Um einige Grundgedanken von Paul FEYERABEND über Welt, Wirklichkeit und Wissenschaft vorzustellen, zitieren wir im folgenden verschiedene Passagen aus seinem 1981 erschienenen Buch „Erkenntnis für freie Menschen“. Vorab jedoch ein kleines Glossar.

1. Kleines kommentiertes Glossar:

Rationalismus

Unter Rationalismus versteht FEYERABEND die vorherrschende oberflächliche Erkenntnis- und Lebenstheorie (kritischer Rationalismus, Fortschritt durch empirische Wissenschaften etc.), die zum Religionsersatz geworden ist und die er ähnlich kritisch sieht, wie wir. Gegensatz dazu ist eine pragmatische Philosophie, die er gelegentlich auch eine opportunistische oder eklektische Philosophie nennt.

Traditionen

Da die Welt uns nicht direkt gegeben ist, müssen wir sie mit Hilfe von Traditionen (ein-) fangen. Traditionen sind somit gelebte kommunale Systeme: Skriptreihenfolgen in Sprache und Verhalten, Handlungen, Überlegungen, Argumente, Prozeduren, kurz: kommunal definierte Abläufe, die sinnhaltige Ereignisse herstellen. *„Traditionen sind vorübergehende Hilfskonstruktionen für ordentliches Denken und wirkungsvolles Handeln.“* Dabei sind Traditionen weder gut noch schlecht.

Menschen sind Teilnehmer an Traditionen

Die meisten Teilnehmer an Traditionen merken nicht, daß sie Teilnehmer einer Tradition sind, das Ergebnis dieser Unbefangenheit nennen sie dann Objektivität. Viel besser als die Teilnehmerhaltung ist eine Beobachterhaltung oder eine Haltung wie eine Reisende, die fremde Länder besucht. Dadurch betrachten wir die Spielregeln einer Tradition als das, was sie sind: Spielregeln einer Tradition.

Teilnehmer an Traditionen haben Maßstäbe

Maßstäbe sind das, von dem wir glauben, daß wir uns danach richten. In der Wissenschaft werden Maßstäbe oft für das Wesen der Wissenschaft selbst gehalten. „Vernunft“ scheint heute ein sehr wichtiger Maßstab zu sein.

Eine freie Gesellschaft

In einer freien Gesellschaft liegt das private und öffentliche Leben in Händen der Bürger. Fernziel: In einer freien Gesellschaft haben alle Traditionen gleiche Rechte und gleichen Zugang zu den Zentren der Erziehung und der Macht. Eine freie Gesellschaft entwickelt Schutzstrukturen, um das zu gewährleisten.

Bürgerinitiativen

Bürgerinitiativen versuchen die Maßstäbe einer spezifischen Tradition zu realisieren. Bürgerinitiativen sollten die Wissenschaft kontrollieren. Bürgerinitiativen und nicht Erkenntnis verschaffen uns Freiheit.

2. „Erkenntnis für freie Menschen“

Wirklichkeit

Im Rationalismus werden strukturelle Unterschiede von Traditionen in Wesensunterschiede verwandelt. Wesensunterschiede werden durch die Annahme einer Teilnehmerhaltung gegenüber der geliebten Tradition noch verstärkt (siehe auch unter Objektivität). Allgemeine Begriffe werden an diese Verzerrung angepaßt, so daß sie nun nicht mehr als Menschenwerk erscheinen, sondern aus der Natur der Dinge selbst hervorzugehen scheinen.

(Handlungsgewohnheiten innerhalb sozialer Austauschprozesse werden also als Autostereotyp vergegenständlicht, d. h. diese sozialen Gewohnheiten innerhalb eines jeweiligen kommunalen Systems werden als natürliche, zwangsläufige, menschengemäße, wesenhafte, unabwendbare, real existierende und unveränderliche Eigenschaften von Menschen aufgefaßt. Dadurch wird auch klar, daß im Heterostereotyp die Angehörigen anderer kommunaler Systeme keine „richtigen“ Menschen sein können.)

Teilnehmer an kulturellen Traditionen können sich entschließen, ihre Traditionen wie Beobachter zu behandeln. Sie spielen zwar das Spiel der Tradition, aber ohne die Regeln des Spieles für etwas Umfassenderes zu halten, als eben die Regeln dieser bestimmten Tradition. Man kann z. B. ein ernsthafter Christ sein, in dem vollen Bewußtsein, daß das Christentum nur eine mögliche Lebensform ist, und vielleicht nicht einmal die beste.

(Das entspricht unserem Gedanken aus Arbeitspapier 6, daß wir uns bewußt unter den Einfluß eines kommunalen Systems stellen können. Darüber hinaus gefällt uns die Perspektive sehr, in einem kommunalen System gleichzeitig Teilnehmer und Beobachter zu sein: die Spielregeln leben zu können und gleichzeitig sich jederzeit dabei beobachten zu können!)

Wahrnehmung

Die Welt ist uns nicht direkt gegeben! Wir müssen sie mit Hilfe von Traditionen fangen. Im Rationalismus führt die Annahme, daß Information über die Außenwelt über die Sinne ungehindert in das Bewußtsein wandert, zum Maßstab, daß unsere Erkenntnis an der Beobachtung geprüft werden muß. Theorien, die mit der Beobachtung übereinstimmen, sind dann besser als Theorien, die der Beobachtung widersprechen. Dieser Maßstab gerät in Schwierigkeiten, sobald wir entdecken, daß die sinnliche Information die Tatsachen der Welt nur verzerrt wiedergibt. Wir machen diese Entdeckung, indem wir Theorien entwickeln, die der Beobachtung nicht mehr genau entsprechen, die aber andere ausgezeichnete Eigenschaften haben.

Wissen

Vernunft ist nicht Maßstab unseres Denkens und Handelns, sondern selbst eine besondere Denk- und Handlungsform, auf gleicher Stufe mit anderen Denk- und Handlungsformen. Die Schwierigkeiten des Idealismus (Vernunft leitet Praxis) und des Naturalismus (Vernunft erhält Inhalt und Autorität von Praxis) haben gemeinsame Elemente. Die Unbrauchbarkeit von Maßstäben geht deutlich aus der Leere und Unfruchtbarkeit von Praktiken, Institutionen und Traditionen hervor, zu denen sie führen. Die Nachteile von Traditionen werden sehr klar, wenn Traditionen, die auf anderen Maßstäben beruhen, blühen und gedeihen. Vernunft und Praxis sind nicht zwei verschiedene Dinge, sondern Teile eines und desselben dialektischen Prozesses.

Es ist oft der Fall, daß WissenschaftlerInnen, die sich an gewisse Maßstäbe gewöhnen, die Gründe für die Einführung der Maßstäbe vergessen und geneigt sind, die Maßstäbe (als Voraussetzung der Forschung) nun selbst für das Wesen der Wissenschaft zu halten. Man kann sich auf die WissenschaftlerInnen einfach nicht verlassen. Sie haben ihre eigenen Interessen, die ihre Deutung der Evidenz und der Schlüssigkeit dieser Evidenz färben. Sie wissen nur sehr wenig, verwenden Gerüchte, als handele es sich um wohlbeständige Tatsachen und fromme Wünsche, als handele es sich um grundlegende Prinzipien.

Auf der Welt gibt es verschiedene Sitten, Weltauffassungen und Erwartungen, sie produzieren verschiedene Güter, machen verschiedene Entdeckungen, unterscheiden sich in Sprache, Kultur, Religion. In einer opportunistischen oder eklektischen Tradition herrschen leitende Werte, die bei passender Gelegenheit verändert werden können und in der andere Werte nicht verneint, sondern gelten gelassen werden, was in einer dogmatischen Tradition nicht geschieht.

Objektivität

Fast alle Philosophen glauben, daß eine Klärung von einer neuen, besseren und umfassenderen Theorie der Vernunft und der (wissenschaftlichen, politischen, künstlerischen) Praxis kommen muß. Liegt eine akzeptable Theorie vor, dann ist das Problem gelöst, und man kann sich anderen Aufgaben zuwenden. Die Lösung ist objektiv, das heißt, sie ist bindend nicht nur für ihre Erfinder, sondern für alle Menschen: eine kleine Gruppe von Spezialisten entscheidet über wesentliche Züge des gesellschaftlichen Lebens. Im rationalen Sinne: man wähle eine Tradition, nehme ihr gegenüber die Haltung eines Teilnehmers ein, aber ohne skeptisch zu sein, und wir haben die gewünschte Objektivität. Die Tendenz, Unterschiede in der Struktur von Traditionen als Artunterschiede aufzufassen, wird unterstützt durch den Umstand,

daß die KritikerInnen einer Tradition ihr gegenüber die Einstellung von BeobachterInnen einnehmen, aber TeilnehmerInnen jener Tradition verbleiben, aus der sie ihre Einwände beziehen. Sie sprechen die Sprache dieser Tradition und verwenden ihre Maßstäbe und so entdecken sie „Begrenzungen, Fehler, Irrtümer, Unsinn“ – während der objektive Sachverhalt doch nur der ist, daß die kritisierte und kritisierende Tradition nicht zueinander passen. Für TeilnehmerInnen von Traditionen werden die Maßstäbe objektive Richter von gut und böse, rational und irrational, Sein und Nichtsein (siehe auch Ethik).

Objektivität entsteht, wenn TeilnehmerInnen einer Tradition diese (die Tradition) nicht bemerken und daher in ihren Urteilen nicht erwähnen. Wie der naive Realist die Kälte für eine Eigenschaft hält, die es in der Welt gibt, und zwar unabhängig von seinem physiologischen Zustand, so hält auch der naive Objektivist die Korrektheit einer Ableitung, das Vorliegen eines Widerspruchs, das Bestehen einer Wahrheit, die Menschlichkeit – Unmenschlichkeit einer Handlung für einen objektiven Sachverhalt, zu dem er selbst keinen Beitrag leistet. Objektivität ist das Resultat seiner erkenntnistheoretischen Kurzsichtigkeit, sie ist keine philosophische Leistung. Objektivität ist das Spiegelbild der Vergeßlichkeit ihrer Verteidiger.

Interaktion

Soziales Handeln soll auf konkreten Entscheidungen von Menschen gründen, die ihre Umgebung sowie die Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen und die Phantasien ihrer Mitmenschen genau kennen, statt auf die Regeln von Gelehrten, die dieser Umgebung höchstens in den Büchern ihrer Kollegen begegnet sind und auch dort in arg verzerrter Weise.

(In erster Linie soll hier wohl die Expertenhierarchie gekippt werden, wir fänden es aber schade, wenn grundsätzlich alle Metatheorien als Maßstabs-Angebote denunziert würden.)

Eine Diskussion innerhalb einer beliebigen derzeitigen und herkömmlichen Tradition ist ein Spezialfall eines gelenkten Austausches (gelenkter Austausch = TeilnehmerInnen akzeptieren nur eine Tradition und lassen nur jene Handlungen, Überlegungen, Argumente, Prozeduren zu, die den Maßstäben dieser Tradition entsprechen). Sind die TeilnehmerInnen RationalistInnen, dann ist alles in Ordnung und die Diskussion kann sogleich beginnen. Nicht-RationalistInnen werden nicht ernstgenommen. Eine rationale Gesellschaft ist daher nicht ganz frei. Man muß das Spiel der Intellektuellen spielen.

In einer pragmatischen Philosophie kann ein freier Austausch stattfinden. Hier werden Traditionen konstruiert und an die besonderen Umstände angepaßt. Alle Züge des Gegners werden respektiert. Respekt vor vielen Formen der Vernunft und anderen logischen Formen ist gewährleistet.

Sozialisation

Eine freie Gesellschaft ist eine Gesellschaft, in der alle Traditionen gleiche Rechte und gleichen Zugang zu den Zentren der Erziehung und anderen Machtzentren haben. Sie beruht nicht auf besonderem Glauben oder besonderer Philosophie (außer vorübergehend), sondern auf einer Schutzstruktur. Diese gibt dem Zusammenleben keinen Inhalt, bewahrt es aber vor störenden Einflüssen. Sie funktioniert wie ein Eisengitter, nicht wie eine Überzeugung. Eine freie Gesellschaft wird nicht von Freiheitsnarren erfunden und dann Menschen aufgezwungen, sie tritt überall dort hervor, wo Menschen in dem Versuch, besondere Probleme zu lösen, Schutzstrukturen der angegebenen Art einführen: Bürgerinitiativen in kleinerem Maßstab, die Zusammenarbeit von Nationen in größerem Maßstab.

Die beste Erziehung besteht in der Teilnahme an allen Aspekten des Sozialprozesses, die Beurteilung von wissenschaftlichen Theorien eingeschlossen. So wie man Sprache durch Teilnahme lernt, lernt man historische Traditionen durch Teilnahme. Eine solche Teilnahme führt nicht nur zur Kenntnis von Verallgemeinerungen, sondern auch zu Besonderheiten und Idiosynkrasien. Sie lehrt auch, wie man Traditionen verändert und stattfindende Veränderungen beurteilt und beherrscht. Kenntnis eines individuellen Menschen ist Kenntnis einer historischen Minitradition.

Erkenntnis

Theorien, die Widersprüche enthalten und inkonsistent sind, sind oft fruchtbarer und leichter zu handhaben. Man muß Regeln und Maßstäbe verletzen, um in der Wissenschaft vorwärts zu kommen.

In historischen Traditionen haben wir nicht theoretische Erkenntnis aufgrund von Gesetzen, sondern praktische Kenntnis aufgrund von Übungen und engem Kontakt mit dem zu untersuchenden Bereich: die Kennenden, und nicht objektive Regeln, beurteilen einen neuen Vorgang. Jede Erkenntnis enthält wertvolle Bestandteile, Seite an Seite mit Elementen, die die Entdeckung neuer Dinge verhindern. Fortschritt in die eine Richtung kommt nicht ohne Aufhebung der Möglichkeit zum Fortschritt in die andere Richtung zustande.

Ethik

Wissenschaften bilden sich ein, nicht nur Tatsacheninformationen, sondern auch Weltanschauung zu bieten.

(Weltanschauung hat hier 2 Aspekte: zum einen ist Weltanschauung der Glaube an saubere objektive Methoden, die saubere objektive Daten liefern, und zum anderen entstehen aus den „Tatsacheninformationen“ natürlich auch Weltanschauungen, die Handeln beeinflussen.)

Bei der wachsenden weltanschaulichen Umbildung sowohl der Öffentlichkeit als auch ihrer intellektuellen Führer hatte es diese Einbildung nicht schwer, zu einer Ideologie für jedermann zu werden. So ersetzt ein oberflächlicher Rationalismus heute die Religion der Vorzeit. Wie andere Prostituierte befaßt sich auch die Hure Vernunft (Luther) nur mit einem verschwindend kleinen Teil menschlicher Möglichkeiten.

Gleichheit heißt heute leider nicht Gleichheit von Traditionen, es heißt Gleichheit des Zugangs zu einer ganz besonderen Tradition, der Tradition des weißen Mannes.

Nützlichkeit/Viabilität

Traditionen sind vorübergehende Hilfskonstruktionen für ordentliches Denken und wirkungsvolles Handeln. Traditionen sind weder gut noch schlecht. Sie erhalten solche Eigenschaften nur, wenn man sie auf andere Traditionen bezieht. Gleiche Traditionen sollen nicht darum gleiche Rechte haben, weil sie alle gleich gut sind, sondern weil die Menschen gleiche Rechte haben, so zu leben, wie sie wollen, und weil Urteile über gut und schlecht schon den Standpunkt einer Tradition voraussetzen. Jede Tradition ist eine Elite für sich und die Tradition des Rationalisten ist nur eine von vielen Eliten. Was immer wir tun, ob gut oder böse, fällt in einer weltlichen Zivilisation auf uns selbst zurück.

TeilnehmerInnen mit einer pragmatischen Philosophie betrachten Traditionen wie Reisende, die Länder betrachten, in denen sie vorübergehend weilen. Gültigkeit, Nützlichkeit, Adäquatheit populärer Maßstäbe können nur durch Forschungsverfahren ermittelt werden, die die Maßstäbe verletzen (wobei dieser Glaube natürlich auch eine Tradition ist).

Frage: wie beurteilt man Theorien ohne Maßstäbe nach ihrer Nützlichkeit? Forschungen aufgrund von Vermutungen über das in dieser Welt mögliche, scheinbar sinnlose Schritte weisen einen inneren Zusammenhang auf, es stellt sich allmählich ein neues Sinnverständnis ein. Es ist der jüngste Stand der Forschung, der über die Elemente, Regeln und Maßstäbe entscheidet.

In der Medizin und Psychologie führt das Eindringen abstrakter Traditionen zur Beseitigung (ohne Untersuchung) vieler wichtiger und nützlicher Ergebnisse sowie zur Anhäufung von interessanten, objektiven, aber für praktische Zwecke völlig nutzlosen Kenntnissen.

Zukunft der Wissenschaft

In einer freien Gesellschaft verwendet ein Bürger die Maßstäbe der Tradition, der er angehört. Grundlegende Auseinandersetzungen zwischen Traditionen sind Streitigkeiten zwischen Laien und ihr Ausgang ist daher keinem höheren Urteil unterworfen als wiederum dem Urteil der Laien.

Es gibt keine einzige Prozedur, Regel, es gibt keinen Maßstab der Vortrefflichkeit, der jedem Forschungsprojekt unterliegt und es wissenschaftlich und daher vertrauenswürdig macht. Jedes Produkt,

jede Prozedur, Theorie muß für sich und nach Maßstäben gemessen werden, die an die relevanten Prozesse angepaßt sind. Stabile Methoden und stabile Rationalität sind ebenso unrealistisch wie die Idee eines Meßinstrumentes, das jede Größe in allen nur möglichen Umständen mißt.

Gründen wir unsere Beurteilung auf die akzeptierten Maßstäbe, so können wir nur sagen: anything goes.

In einer freien Gesellschaft liegt das private wie öffentliche Leben in Händen der Bürger und nicht in Händen von Spezialisten. Man verwendet bei Überlegungen jene Ideen, Einfälle, Prinzipien, die im Augenblick, in der gegebenen Situation der an einem sozialen Problem arbeitenden und von der Lösung betroffenen Gruppe von Menschen als die besten erscheinen.

Die Aushöhlung der Autorität der Grundtradition durch solche (Bürger-) Initiativen ist heute in westlichen Republiken und Industriedemokratien das beste Mittel zur Herstellung einer relativ freien Gesellschaft, in der nicht nur Individuen, sondern alle Traditionen gleiche Rechte haben. Bürgerinitiativen und nicht Erkenntnis verschaffen uns Freiheit.

Kontrolle der Wissenschaft durch Bürgerinitiativen: *Die Menschheit hat Besseres zu tun, als Abhandlungen über die seltsamen Torheiten von Rationalisten zu lesen, was wir brauchen ist nicht eine gute Erkenntnistheorie, die den Wissenschaften von außen Befehle erteilt, sondern eine philosophisch raffinierte Wissenschaft. Eine solche ist aber nicht mehr von allgemeinen Prinzipien geleitet. In einer freien Gesellschaft ist Raum für viele seltsame Ansichten, Lehren, Institutionen. Heute ist Wissenschaft nicht nur besondere Institution, sie ist ein Teil der Grundstruktur unserer Demokratien, genauso wie einst die Kirche ein Teil der Grundstruktur früherer Gesellschaftsformen war. Kirche und Staat sind heute streng getrennt. Staat und Wissenschaft aber arbeiten eng zusammen.*

Übergabe grundlegender Entscheidungen an Laien: *denn eine freie Gesellschaft ist eine Versammlung reifer Menschen und nicht einer Herde von Schafen, geleitet von einer kleinen Gruppe von Besserwissern. Jeder Mensch hat die Möglichkeit, das zu verfolgen, was er für die Wahrheit oder das richtige Verfahren hält. Allein die Untersuchung und der Betrieb von Alternativen ermitteln die Grenzen dessen, was man allgemein für die Wahrheit hält.*

(Wir denken, daß jeder Mensch die Möglichkeit haben sollte, das zu verfolgen, was er für die Wahrheit oder das richtige Verfahren hält. Wir glauben aber, daß dieses Ziel noch sehr weit entfernt ist und daß die Menschen, von PolitikerInnen bis zu WissenschaftlerInnen, heute eher einer Herde von Schafen gleichen.)

Eine Wechselwirkung oder eine Beeinflussung des Betriebes der Wissenschaften durch die Ideen einer freien Gesellschaft (Demokratisierung der Wissenschaft) ist dringend nötig. Die Möglichkeiten der Freiheit werden ohne sie nicht erschöpft. Jede nicht-wissenschaftliche Tradition soll die Chance zum Wettstreit haben. Das Fernziel ist eine Gesellschaft, in der alle Traditionen gleiche Rechte und gleichen Zugang zu den Machtzentren der Gesellschaft, d. h. des Traditionsverbundes haben. Rein abstrakte Diskussionen möglicher Vorteile und die Tätigkeit der Menschengruppen entscheiden über Funktion der Wissenschaft oder Rationalität der Erkenntnis. Die Gesamtheit der so gestalteten Bürgerinitiativen und nicht das Denken von Besserwissern verwirklichen das Fernziel.

Bürgerinitiativen statt Staatstheorien! Bürgerinitiativen statt Erkenntnistheorien!

(Wir könnten uns vorstellen, daß Interessenkonflikte von Bürgerinitiativen in einer freien Gesellschaft, die wohl kaum kapitalistisch orientiert sein kann, dadurch gelöst werden, daß die BeobachterInnenperspektive eingenommen wird und Maßstäbe aus der jeweils anderen Tradition übernommen und in das eigene System eingebaut werden. So könnten Kompromisse auf einer höheren Ebene erreicht werden. Dies setzt natürlich voraus, daß Bürgerinitiativen eine Versammlung reifer Menschen sind, die als „Reisende“ die Maßstäbe verschiedenster Traditionen kennengelernt haben. Nur skrupulöse, eigenverantwortliche Menschen können sich also einigen. Dabei sollten „die Wissenschaften“ ruhig Maßstäbe vorschlagen; ob diese Maßstäbe sinnvoll sind, entscheiden dann aber Bürgerinitiativen vor Ort.)

Humberto R. Maturana

1. Vorbemerkung

Immer wenn wir uns mit MATURANA beschäftigen, denken wir, daß sich gerade der biologische Zusammenhang, insbesondere der Bezug zur Evolution und die Frage des „Überlebens“, auf die sich MATURANA permanent bezieht, nicht so ohne weiteres auf soziale Bezüge, auf Kommunikation und Interaktion übertragen läßt. Wir sterben nicht, wenn wir nicht interagieren. Und wir denken regelmäßig, daß wir MATURANA zu platt bzw. falsch verstehen und daß wir uns während der Beschäftigung mit ihm nicht lösen können von seiner Sprache und seinen biologistischen Funktionszusammenhängen. Auch erscheint uns die Begrifflichkeit generell so aufgeblasen, daß die Gedanken MATURANAs schwer auszumachen sind. Nach einer Analyse der Begrifflichkeit zerfällt manches in völlige Plattheit.

Die Chance des Ansatzes als Argumentationshilfe liegt andererseits genau in seinem Bezug zur Biologie bzw. zu elementaren Prozessen: schon auf der Ebene solcher basaler Vorgänge ist deutlich, daß die klassische Trennung von „innen“ und „außen“ so nicht möglich ist, daß „Wirklichkeit“ nicht von außen hereingenommen wird in das Individuum. Interessant ist also bei MATURANA, daß er den konstruktiven Charakter „allen Lebens“ betont. Argumentieren läßt sich mit ihm gegen die Besetzungen und Begründungen aus klassisch biologistischer Sicht, die Menschen als durch biologisch-mechanistische Prozesse auch inhaltlich determiniert sieht.

2. Schlüsselbegriffe

Autopoiese

Erzeugungsprozeß eines Substratkombinats, welches das Substrat produziert, aus dem es selbst besteht. Autopoiese ist das Gegenteil von Allopoiese: Ein Erzeugungsprozeß, in dem etwas von sich selbst verschiedenes produziert wird. Autopoietische Systeme zeichnen sich aus durch:

- ihre operationale Geschlossenheit, d. h. es gibt keine „objektiven“ Input- & Outputoberflächen;
- ihre Selbstreferentialität, d. h. über bestehende Strukturen hinaus kann nichts „gesehen“ werden;
- ihre Invarianz bezüglich ihrer Organisation, nämlich der Autopoiese;
- ihre Variabilität bezüglich ihrer Strukturen.

Organisation

Relationen, die existieren, damit etwas etwas ist. Bei Lebewesen bestehen die Relationen darin, daß sie sich ständig selbst erzeugen; die Organisation ist hier Autopoiese.

Struktur

Bestandteile und Relationen, die in konkreter Weise eine bestimmte Einheit konstituieren und ihre Organisation verwirklichen. Menschliche Veränderung bedeutet Veränderung von Strukturen, wobei die Organisation erhalten bleibt.

BeobachterInnenstatus

Komplexe lebende Systeme figurieren irgendwelche Aktivitäten in Vordergrund- und Hintergrunddetails, nehmen quasi Interpretationen neuronaler Aktivitäten vor und können somit z. B. Innen- und Außenunterscheidungen schaffen; eine in geschlossenen Systemen eigentlich sinnfreie Handlung.

Strukturelle Koppelung

Sie bezeichnet die Anpassung von operational geschlossenen Systemen an eine jeweilige Umwelt, um überlebensförderndes Verhalten zu zeigen. Überlebensfördernd ist hierbei im weitesten Sinne zu verstehen. Mittels der strukturellen Koppelung wird ein konsensueller Bereich aufgebaut, der erst die Konstruktion von sozial akzeptierten Wirklichkeiten ermöglicht. Die strukturelle Koppelung bestimmt, welche Störungen für die Interpretation der BeobachterIn relevant werden, welche Unterschiede also einen Unterschied machen. Der strukturelle (augenblickliche) Zustand des Nervensystems definiert, welche Perturbationen (Störungen) möglich sind, so kann es keine repräsentatorische Wahrnehmung geben.

3. Essentials

MATURANA sagt über Erkenntnis und Wirklichkeit folgendes:

- Kognition ist der Autopoiese der Erkennenden untergeordnet;
- Wirklichkeit und Erkenntnis (Kognition) sind nicht unabhängig voneinander;
- Objektivität ist unmöglich, da es keine absolute BeobachterIn gibt;
- und damit ist die Frage nach der objektiven Realität sinnfrei.

4. Zur Theorie lebender Systeme

Die Hauptschwierigkeit der Darstellung der Theorie lebender Systeme, die in und aus der Zusammenarbeit von MATURANA, VARELA, URIBE u. a. entwickelt wurde, besteht darin, daß sie im Gegensatz zu linearen Theoriekonzeptionen im Wesentlichen nur zirkulär zu verstehen ist. Dies bedeutet, daß die Begriffe dieser Theorie nicht in linearer Beziehung zueinander stehen, sondern ausschließlich in rekursiver Beziehung. Andererseits erlaubt es jedoch der diskursive Charakter der menschlichen Sprache nicht, eine solche Zirkularität durch Gleichzeitigkeit auszudrücken. Deshalb sind LeserInnen von einem gewissen Punkte an alleine gelassen, eine zirkuläre Theorie wie diese zu verstehen.

Im folgenden soll die Theorie lebender Systeme kurz vorgestellt werden, wobei gewisse Vereinfachungen in Kauf genommen worden sind, um eine bessere Verständlichkeit der Theorie zu gewährleisten. Ziel kann es nicht sein, eine detaillierte Darstellung zu liefern. MATURANAS Verständnis von Wirklichkeit und Erkennen ist aber ohne die Theorie lebender Systeme nur unvollständig zu verstehen. Aus diesem Grunde wird die Theorie lebender Systeme nur soweit umrissen, als sie dazu beiträgt, die Aussagen MATURANAS bezüglich einer Theorie des Erkennens besser verstehen zu können.

Im Laufe der Geschichte der Biologie wurden verschiedenste Kriterien für die Definition des Lebenden vorgeschlagen: so zum Beispiel die chemische Zusammensetzung eines „lebenden“ Objektes, die Fähigkeit zur Bewegung oder zur Reproduktion oder irgendeine Kombination dieser Kriterien. MATURANAS Kriterium für die Definition des Lebenden ist nun radikal verschieden von traditionellen Auffassungen, Lebewesen bestehen nach MATURANA aus einer **Organisation** und einer **Struktur**. Organisation von etwas sind solche Relationen,

„die existieren oder gegeben sein müssen, damit ein Etwas etwas ist. Damit ich ein Objekt als einen Stuhl bezeichnen kann, muß ich zuvor anerkennen, daß gewisse Relationen zwischen den Teilen, die ich Beine, Lehne, Sitzfläche nenne, auf eine Weise gegeben sind, die das Sitzen möglich machen. Ob es aus Holz mit Nägeln oder aus Kunststoff mit Schrauben besteht, ist dafür, daß ich es als einen Stuhl qualifiziere oder klassifiziere, gänzlich irrelevant.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 49–50)

MATURANA/VARELA führen dazu aus, daß, wenn von Lebewesen gesprochen wird, angenommen wird, daß etwas Gemeinsames zwischen ihnen existieren muß, da man es sonst nicht zu einer Klasse, nämlich der Klasse des Lebendigen, zählen würde. Doch worin besteht die Organisation, die sie als Klasse definiert? MATURANA schlägt vor, daß sich Lebewesen dadurch charakterisieren, daß sie sich ständig selbst erzeugen. Darauf beziehen sich er und VARELA, wenn sie die sie definierende Organisation eine autopoietische (griech. autos = selbst; poiein = machen) Organisation nennen. Unter **Autopoiese** versteht MATURANA die Organisation lebender Systeme. Autopoiesis bezeichnet spezifische Interaktionsprozesse zwischen Einzelkomponenten eines Organismus, die das Substrat produzieren, das aus diesen Komponenten besteht. MATURANA sagt in diesem Zusammenhang:

„Tatsächlich sind Lebewesen wie Wirbel, die ihre eigenen Bestandteile produzieren, so daß die aus dem Medium entnommenen Stoffe in ihnen entweder umgesetzt werden oder nur vorübergehend an jenem ununterbrochenen Austausch von Bestandteilen teilnehmen, der die beständige Fortsetzung ihrer Produktion bestimmt. Und es ist genau diese Eigenschaft der kontinuierlichen Erzeugung ihrer selbst durch die kontinuierliche Produktion und den kontinuierlichen Austausch ihrer Bestandteile durch die lebende Systeme charakterisiert sind und die im Falle des Todes verlorenght. Und es ist diese Eigenschaft, auf die ich mich beziehe, wenn ich Lebewesen autopoietische Systeme nenne, die nur dann lebendig sein können, wenn sie sich in Autopoiese befinden.“ (MATURANA in SCHMIDT 1987, S. 289)

Aufgrund ihrer Organisation operieren autopoietische Systeme als homöostatische (sich selbstregulierende) Systeme, die durch ihre Aktivität ihre eigene Organisationsform als die kritische fundamentale Variable konstant halten. Lebende Systeme (wie Pflanzen, Tiere, Menschen) sind damit organisatorisch geschlossen. Sie können an den Prozessen, an denen sie als Lebewesen beteiligt sind, nur solange teilnehmen, wie die Organisation, die sie als Lebewesen definiert, eben die Autopoiesis, erhalten bleibt. Die Organisation eines System ist damit notwendig invariant. Es kann nur dann überleben, wenn die Organisation, die Klassenidentität, erhalten bleibt. Ändert sich diese, durch irgendwelche Einwirkungen, stirbt das lebende System.

So ist ein autopoietisches System zwar materiell-energetisch offen – wir müssen durch Stoffwechsel unsere Energie gewinnen –, funktional hingegen ist es ein geschlossenes System, dessen Aktivitäten nur einem einzigen Ziel dienen, nämlich dem, sich als System selbst zu erhalten. So determiniert ein autopoietisches System selbst seine Zustandsfolgen aufgrund seiner spezifischen internen Skuktur, die die Autopoiesis ermöglicht. Sie können zwar von außen angeregt oder perturbiert (gestört) werden, aber diese Einwirkungen determinieren nicht die Zustandsfolgen des Systems, das somit weder Input- noch Outputoberflächen hat.

Autopoietische Systeme sind damit operational geschlossen und selbstreferentiell, dies bedeutet, daß sie für die Aufrechterhaltung ihrer Existenz keinerlei Informationen benötigen, die nicht in der einen oder anderen Form in ihnen selbst angelegt wäre.

„Sie beziehen sich in ihrem Operieren und in ihren Aktivitäten ausschließlich auf sich selbst, auch dann, wenn ein Beobachter ihre Aktivitäten als Arten des Umgangs mit Objekten in der Welt beschreibt.“ (RUSCH in SCHMIDT 1987, S. 376)

Das autopoietische System steht im Gegensatz zum allopoietischen System. So erzeugen allopoietische Systeme stets etwas von sich selbst Verschiedenes. Sie sind Maschinen, die nach den Plänen ihrer Erzeuger und Betreiber aus einem gegebenen Input einen bestimmten Output herstellen.

Ein lebendes System muß zunächst einmal eine komplexe, d. h. zusammengesetzte **Einheit** sein. Nur komplexe Einheiten besitzen Organisation und Struktur. Eine Einheit (Wesen, Entität, Objekt) wird durch einen Akt der Unterscheidung definiert. Das als Einheit definierte wird von einem Hintergrund unterschieden und damit von diesem getrennt (MATURANA/VARELA 1987, S. 46). Im Gegensatz zu einer komplexen Einheit hat eine einfache Einheit keine Einzelkomponenten. In der ursprünglichen Vorstellung vom Atom stellte dieses eine einfache Einheit dar, die man nicht mehr in ihre Einzelteile zerlegen konnte. (SEGAL 1988, S. 106)

Zusätzlich zu seiner Organisation besteht ein lebendes System auch aus einer **Struktur**. Unter Struktur von etwas werden von MATURANA/VARELA die Bestandteile und Relationen verstanden,

*„die in konkreter Weise eine bestimmte Einheit konstituieren und ihre Organisation verwirklichen. So besteht die Organisation zur Steuerung des Wasserpegels in einem Spülkasten des Wasserklosetts aus den Relationen zwischen einem Gerät, das fähig ist, den Wasserpegel einzuschätzen, und einem Gerät, das fähig ist, den Wasserzufluß zu unterbinden. Im häuslichen WC wird diese Geräteklasse heute mit einem System aus verschiedenen Materialien wie Kunststoff und Metall verwirklicht, das aus einem Schwimmer und einem Durchflußventil besteht. **Diese besondere Struktur könnte aber dadurch verändert werden, daß der Kunststoff durch Holz ersetzt wird, ohne daß damit die Organisation, die das Ding zu einem Spülkasten macht, betroffen wäre.**“* (MATURANA/VARELA 1987, S. 54 (Hervorhebung durch uns))

Ein anderes Beispiel wäre der Mensch selbst. Wenn ein Mensch wächst und älter wird, kommt es zu strukturellen Veränderungen, aber wir erkennen die Einheit als dieselbe Person. Sobald wir uns verändern, verändert sich unsere Struktur, wobei unsere Organisation erhalten bleibt. Autopoietische Systeme sind damit strukturell plastische Systeme. Dies bedeutet, daß sie im Rahmen der organisationalen gesetzten Bedingungen ihre jeweiligen Strukturen variieren können (eben wachsen, altern, lernen, sich differenzieren u. a.) Dabei sind autopoietische Systeme homöostatisch, d. h.:

„sie tendieren dahin, über all ihre Interaktionen mit dem Medium und über alle Deformationen und strukturellen Modifikationen hinweg, ihre Organisation aufrechtzuerhalten.“ (RUSCH in SCHMIDT 1987, S. 377)

Autopoietische Systeme sind nach MATURANA operational geschlossene Systeme. Die operationale Geschlossenheit trifft auch für das **Nervensystem** zu. In traditioneller Sicht wird das Nervensystem als ein Instrument verstanden, mit dessen Hilfe der Organismus Informationen aus der Umwelt aufnimmt, um eine Abbildung (Repräsentation) der Welt aufzubauen. In MATURANAS Sicht ist das Nervensystem hingegen ein operational geschlossenes Netzwerk miteinander interagierender Neuronen. So sagt er: *„Jede Veränderung des Zustandes relativer Aktivität einer Gruppe von Neuronen führt immer zu einer Veränderung des Zustandes relativer Aktivität anderer Gruppen von Neuronen [...]. Solange das neuronale Netzwerk in sich geschlossen bleibt, bleibt seine Erscheinungswelt die Erscheinungswelt eines geschlossenen Systems, in dem neuronale Aktivität stets zu neuronaler Aktivität führt.“ (MATURANA 1982, S. 303/304)*

Dies bedeutet nicht, daß die Umwelt auf das Nervensystem nicht einwirkt und seine Zustände nicht verändern kann. Das Nervensystem hält unter beständigen Einwirkungen von außen (Veränderungen der Umwelt) und von innen (durch seine eigenen Zustände neuronaler Aktivität) gewisse Relationen neuronaler Aktivität konstant. Dabei kann es in seinem Operieren nicht zwischen dem Ursprung seiner Zustände relativer neuronaler Aktivität im Sinne von Innen und Außen unterscheiden, *„da diese Unterscheidung zu einer vom Zustandsbereich des Nervensystems verschiedenen phänomenalen Welt gehört.“ (MATURANA 1982, S. 285)*

Die Unterscheidung, ob etwas „innen oder außen“ ist, trifft lediglich ein **Beobachter**. Das Konzept des Beobachters spielt für MATURANA innerhalb seiner Theorie lebender Systeme eine zentrale Rolle. Ein System, das in der Lage ist, mit seinen internen Zuständen zu interagieren und von diesen Interaktionen Repräsentationen (Beschreibungen) zu erzeugen, operiert als Beobachter und kann Konstrukte des Systems und seiner Umwelt kognitiv erzeugen. Für einen Beobachter wird erst dann etwas (das er beschreiben kann), zu einem Gegenstand, wenn er ihn von anderen unterscheiden kann. Unterscheidungsfähigkeit und Beschreibungsfähigkeit sind zentrale Elemente eines beobachtenden Systems. Bei MATURANA wird ein Beobachter in den Mittelpunkt jeden Verstehens und jeder Realitätsauffassung gestellt. Realität ergibt sich dabei aus dem erkennenden Tun des Beobachters, der Unterscheidungen trifft und somit den Einheiten seiner Beobachtung Existenz verleiht.

Ein Beobachter kann etwas, das er als eine Einheit definiert, auf verschiedenen Ebenen betrachten, je nach den Unterscheidungen, die er macht:

„So können wir ein System einerseits in dem Bereich betrachten, in dem seine Bestandteile operieren, also im Bereich seiner inneren Zustände und seiner Strukturveränderungen. Für dieses Operieren – für die interne Dynamik des Systems – existiert die Umgebung nicht, sie ist irrelevant. Wir können jedoch auch eine Einheit betrachten, die mit ihrer Umwelt interagiert und die Geschichte ihrer Interaktionen mit diesem Milieu beschreiben. Für diese Perspektive, in der der Beobachter Beziehungen zwischen bestimmten Eigenschaften des Milieus und dem Verhalten der Einheit feststellen kann, ist die innere Dynamik der Einheit irrelevant. [...] Es ist der Beobachter, der, von seinem distanzierten Standpunkt, Korrelationen herstellt.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 148).

Das Beispiel vom Unterseeboot zeigt dies sehr deutlich.

„Stellen wir uns jemanden vor, der sein ganzes Leben in einem Unterseeboot verbracht hat, ohne es je zu verlassen, und der in dem Umgang damit ausgebildet wurde. Nun sind wir am Strand und sehen, daß das Unterseeboot sich nähert und sanft an der Oberfläche auftaucht. Über Funk sagen wir dann dem Steuermann: ‚Glückwunsch, du hast alle Riffe vermieden und bist elegant aufgetaucht; du hast das Unterseeboot perfekt manövriert.‘ Der Steuermann im Inneren des Boots ist jedoch erstaunt: ‚Was heißt denn ‚Riffe‘ und ‚Auftauchen‘? Alles, was ich getan habe, war, Hebel zu betätigen und Knöpfe zu drehen und bestimmte Relationen zwischen den Anzeigen der Geräte bei Betätigen der Hebel und Knöpfe herzustellen – und zwar in einer vorgeschriebenen Reihenfolge, an die ich gewöhnt

bin. Ich habe kein „Manöver“ durchgeführt, und was soll das Gerede von einem „Unterseeboot“?“.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 149)

MATURANA/VARELA weisen darauf hin, daß es für den Fahrer im Inneren des Unterseebootes nur die Anzeigen der Instrumente gibt, ihre Übergänge und die Art, wie zwischen ihnen bestimmte Relationen hergestellt werden können. Und sie sagen weiter:

„Die Dynamik von Zuständen des Unterseeboots mit seinem Steuermann, der die Außenwelt nicht kennt, vollzieht sich nie in einem Operieren mit Abbildungen der Welt, die der Außenbeobachter sieht: Sie beinhaltet weder ‚Strände‘ noch ‚Riffe‘ noch ‚Oberfläche‘, sondern nur Korrelationen zwischen Anzeigen innerhalb bestimmter Grenzen.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 150)

Nur für einen Beobachter gibt es das Unterseeboot, das Manöver und Entitäten wie Strände und Riffe. Allerdings setzt diese Interpretation die Existenz eines offenen Nervensystems voraus, das Informationen aus seiner Umwelt sammelt und zielgerichtet verwendet. Sieht man die Sache jedoch unter dem Aspekt eines geschlossenen Nervensystems, so ist beispielsweise das Riff eine Störung aber nicht eine Eingabe im Sinne eines Inputs, das zu einem darauf reagierenden Output führt. Das Nervensystem besitzt keine Input-Output-Oberflächen als grundlegende Merkmale seines Operierens. Das Nervensystem funktioniert aber weder solipsistisch noch repräsentatorisch. Es ist nicht solipsistisch, da das Nervensystem als ein Teil des Organismus an dessen Interaktionen mit seiner Umgebung teilnimmt, welche im Organismus andauernd strukturelle Veränderungen auslöst, die dessen Dynamik von Zuständen modulieren.

„Darauf beruht, daß uns als Beobachtern die Verhaltensweisen der Tiere im allgemeinen als ihren Lebensumständen angemessen erscheinen, und daß die Tiere sich nicht verhalten, als würden sie ihrem eigenen Skript unabhängig vom Milieu folgen. Dies trifft trotz der Tatsache zu, daß es für das Operieren des Nervensystems weder Innen noch Außen gibt, sondern nur die Erhaltung der eigenen Korrelationen, die in ständiger Veränderung begriffen sind.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 185)

Das Nervensystem ist allerdings auch nicht repräsentatorisch, da der strukturelle Zustand des Nervensystems bei jeder Interaktion spezifiziert, welche Perturbationen möglich sind und welche Veränderungen diese in seiner Dynamik von Zuständen auslösen. Vereinfacht ausgedrückt, empfängt das Nervensystem keine Informationen. Es bringt vielmehr eine Welt hervor, indem es bestimmt, welche Konfigurationen des Milieus Perturbationen darstellen und welche Veränderungen diese im Organismus auslösen.

MATURANA definiert den autopoietischen Organismus und das Nervensystem als operational geschlossen gegenüber seiner Umwelt. Organismus und Medium (Umwelt, Milieu) sind in ihrer Zustandsdynamik voneinander operational unabhängige Systeme, von denen jedes seiner unabhängigen strukturellen Spezifikation folgt. Ziel eines autopoietischen Systems ist es, in einer Umwelt durch situationsadäquates Verhalten zu überleben. Dieses Verhalten wird bei Lebewesen durch ein Nervensystem erzeugt. Ein überlebensförderndes Verhalten kann ein operational geschlossenes System lediglich durch **strukturelle Koppelung** erzeugen. Strukturelle Koppelung kann grob als eine gegenseitige Adaption verstanden werden.

Diese Koppelung erfolgt zum einen dadurch, daß sich Organismus und Medium strukturell aneinander ankoppeln und zum anderen, daß sich ein Nervensystem als Bestandteil eines Organismus an das Medium strukturell koppelt. Durch strukturelle Koppelung eines Organismus an sein Medium kommt es zu ontogenetischer Anpassung. Koppelt sich ein Organismus nicht an sein Medium an, löst sich der Organismus auf, er kann nicht überleben, da die Organisation nicht mehr aufrechterhalten werden kann.

Die Interaktionen zwischen Organismus (Einheit, System) und Medium bilden dabei – solange sie rekursiv sind – füreinander reziproke Perturbationen. Die Struktur der Umwelt löst in dem Organismus nur Strukturveränderungen aus, determiniert und instruiert sie hingegen nicht. Dies gilt auch umgekehrt für das Milieu. Solange sich Einheit und Milieu nicht auflösen, wird das Ergebnis eine Geschichte wechselseitiger Strukturveränderungen sein, also zu struktureller Koppelung führen.

Ebenso wie für den Organismus als solchen, gibt es auch für das im Organismus integrierte Nervensystem die Möglichkeit struktureller Koppelung mit dem Medium.

„Das Nervensystem kann wie der Organismus neben bloßen Zustandsveränderungen auch Änderungen seiner Struktur (z. B. der neuronalen Verknüpfung) erfahren, sofern seine grundlegende Organisation der unendlichen zirkulären Erzeugung von Erregungen nicht unterbrochen wird.“ (ROTH in SCHMIDT 1987, S. 261)

Als ein geschlossenes neuronales Netzwerk operiert das Nervensystem so, daß es Relationen neuronaler Aktivität erzeugt, die unabhängig von den Umweltbedingungen und nur durch seine Struktur determiniert sind.

„Die beobachtbaren Leistungen der vom Nervensystem erzeugten Relationen neuronaler Aktivität für die Verwirklichung der Autopoiese unter gegebenen Umwelteinwirkungen ergeben sich aus der strukturellen Übereinstimmung einmal zwischen Nervensystem und Organismus und zum anderen zwischen dem Organismus und dem Medium, in dem die Autopoiese des Organismus verwirklicht wird.“ (MATURANA 1982, S. 143)

So ist beispielsweise Lernen für MATURANA nicht die Aufnahme von Informationen aus der Umwelt oder der Erwerb irgendeiner Repräsentation von Umweltereignissen, sondern

„eine fortgesetzte ontogenetische Verkoppelung der Struktur eines Organismus mit seinem Medium, und zwar in einem Prozeß, dessen Richtung durch den selektiven Strukturwandel des Organismus determiniert wird, wie er ständig durch das Verhalten bewirkt wird, das der Organismus durch seine in vorausgegangenen plastischen Interaktionen selektierte Strukturen erzeugt.“ (MATURANA 1982, S. 254)

Der Organismus ist mit dem Medium strukturell verkoppelt. Dies trifft auch auf die Organismen untereinander zu. Dabei ist ein Organismus als Quelle von Perturbationen von denen, die aus dem „unbelebten“ Milieu stammen, nicht zu unterscheiden. Aus der strukturellen Koppelung zweier (oder auch mehrerer) komplexer, struktureller, plastischer Einheiten resultiert ein **konsensueller Bereich**.

Die Zustandsveränderungen der einen Einheit (oder des Systems) lösen rekursiv die Zustandsveränderungen einer anderen Einheit aus. Auf diese Weise wird ein Bereich koordinierten Verhaltens zwischen den gegenseitig angepaßten Systemen konstituiert. Diesen Bereich bezeichnet MATURANA als einen konsensuellen Bereich oder als einen Bereich der Übereinstimmung, was jedoch nicht eine Übereinstimmung im Sinne einer Isomorphie bedeutet. Die Erzeugung konsensueller Bereiche ist die Basis für den Aufbau von sozial akzeptierten Wirklichkeiten (z. B. ein gemeinsames ethisches System, kulturelle Einheitlichkeit, „gleiche“ Ansichten). Konsensuelle Realität kann ein Beobachter nur mit anderen Personen erzeugen, die auch eine BeobachterInnenperspektive einnehmen. Dieser konsensuelle Bereich ist grundlegend für alle weiteren Konsensbildungen höherer Ordnung, wie sie durch die sprachliche Kommunikation erreicht werden können.

MATURANA nähert sich dem Phänomen Sprache mit Hilfe der Begriffskonstruktionen „Beschreibungen 1. und 2. Ordnung“, „Beobachter“ und „Orientierungsverhalten“. Der differenzierten Operationalisierung und Erläuterung dieser in Beziehung zueinander stehenden Begriffe geht eine Situationsbeschreibung voran, in der ein externer Beobachter zwei Kommunikanden beobachtet. MATURANA konstatiert, daß dieser Beobachter jedes Verhalten eines Organismus als eine Umweltbeschreibung 1. Ordnung deutet:

„Kommuniziert ein Organismus mit einem anderen, dann erzeugt der erste Organismus eine BESCHREIBUNG seiner Nische, die das Verhalten des zweiten Organismus in dessen kognitivem Bereich auf eine Interaktion hin orientiert. Dieses durch Orientierung hervorgerufene Verhalten ist denotativ. [...] es weist auf ein Merkmal der Umwelt hin, welches der zweite Organismus in seiner Nische antrifft und durch angemessenes Verhalten BESCHREIBT, und das er als eine selbständige Größe behandelt“ (Maturana 1982, 53).“ (SCHMIDT 1987, S. 26)

Das von dem Beobachter wahrgenommene Orientierungsverhalten des ersten Organismus ist für den Beobachter eine Beschreibung 2. Ordnung,

„die das repräsentiert, was sie seiner Auffassung nach bezeichnet. Im Gegensatz dazu ist das Orientierungsverhalten des ersten Organismus für den zweiten konnotativ und impliziert für ihn eine Interaktion innerhalb seines kognitiven Bereiches.“ (SCHMIDT 1987, S. 26)

MATURANA bezeichnet nun die orientierende Interaktion als kommunikativ und er hält sie für die Basis sprachlichen Verhaltens.

„Natürliche Sprachen erlauben ein solches Orientierungsverhalten, das den zu Orientierenden innerhalb seines kognitiven Bereichs auf Interaktionen hin orientiert, die von der Art der orientierenden Interaktion unabhängig sind. Wenn die Interaktionsbereiche zweier Organismen in bestimmtem Maße miteinander vergleichbar sind, sind konsensuelle Orientierungsinteraktionen möglich. Dann können die daran beteiligten Organismen ein konventionelles, aber dennoch spezifisches System kommunikativer Beschreibung entwickeln, [...] um einander auf kooperative Klassen von Interaktionen hin zu orientieren, die für beide relevant sind.“ (Maturana 1982, 55). Mit dieser Annahme wird erklärlich, warum soziale Interaktion und sprachliche Kommunikation auch zwischen organisationell geschlossenen Systemen wie menschlichen Individuen möglich sind. Der für sprachliche Kommunikation, Semantik und ähnliche Probleme wichtigste Punkt der Maturanaschen Argumentation liegt darin, daß Sprache seines Erachtens nach für die Sprecher konnotativ und nicht denotativ funktioniert. Die Funktion der Sprache besteht [...] darin, „den zu Orientierenden innerhalb seines kognitiven Bereiches zu orientieren, und nicht darin, auf selbständige Entitäten zu verweisen.“ (Maturana 1982, 56)

Wenn diese Annahmen zutreffen, dann wäre daraus der Schluß zu ziehen, „daß es keine Informationsübertragung durch Sprache gibt. [...] Im strengen Sinne gibt es daher keine Übertragung von Gedanken vom Sprecher zum Gesprächspartner. Der Hörer erzeugt Informationen dadurch, daß er seine Ungewißheit durch seine Interaktionen in seinem kognitiven Bereich reduziert. Konsens ergibt sich nur durch kooperative Interaktionen, wenn das sich dabei ergebende Verhalten jedes Organismus der Erhaltung beider Organismen dienstbar gemacht wird.“ (Maturana 1982, 57 f) [...] So wie das Nervensystem ein geschlossenes System ist, so ist auch der Bereich sprachlicher Äußerungen ein geschlossener Bereich, „und es ist unmöglich, aus ihm durch sprachliche Äußerung hinauszutreten.“ (Maturana 1982, 64) [...] Wann immer wir mit Sprache interagieren, bleiben wir im Bereich von Beschreibungen (zweiter Ordnung), auch wenn wir über ‚Welt‘, ‚Wissen von Welt‘ usw. reden. Dieser Bereich ist begrenzt, insofern alles, was wir sagen, eine Beschreibung ist (Maturana 1982, 74). [...] ‚Denotation‘ ist mithin eine Beobachterkategorie, die denotative Funktion einer Botschaft liegt ausschließlich im kognitiven Bereich des Beobachters.“ (SCHMIDT 1987, S. 27–29)

Die Konzeption der Theorie lebender Systeme als autopoietische, selbstreferentielle und informationell geschlossene Systeme führt zu bestimmten Implikationen bezüglich **Erkenntnis und Wirklichkeit**. MATURANA selbst verweist darauf, daß die erkenntnistheoretischen Implikationen seiner Forschungen alles andere als neu sind, sondern bereits von Philosophen seit der Antike intuitiv erkannt und akzeptiert worden sind. Das Neue an seinen Überlegungen jedoch ist, daß er eine Erklärung anbietet, die die biologische Eigenart der Phänomene Kognition und Realität nachweist. So sagt MATURANA in diesem Zusammenhang:

„Die Erfahrung von jedem Ding ‚da draußen‘ wird auf eine spezifische Weise durch die menschliche Struktur konfiguriert, welche ‚das Ding‘, das in der Beschreibung entsteht, erst möglich macht.“ (MATURANA/VARELA 1987, S. 31)

Jede Erkenntnis ist nach Maturana notwendig mit der Organisation und Struktur des Erkennenden verbunden. Aus dieser Aussage folgt für MATURANA, daß Kognition ein biologisches Phänomen ist:

„daß Kognition als ein Phänomen des Individuums der Autopoiese des Erkennenden untergeordnet ist, und daß alle kognitiven Zustände des Erkennenden durch die Art determiniert sind, in der dieser seine Autopoiese verwirklicht, und nicht durch die Bedingungen der Umwelt, in der dies sich ereignet. Kognition ist daher ein prinzipiell subjektabhängiges Phänomen.“ (MATURANA 1982, S. 303)

Wirklichkeit und Erkenntnis sind im Verständnis MATURANAS nicht unabhängig voneinander zu denken und zu verstehen. Dies ist eine Sichtweise, die das Erkennen eben nicht als eine Repräsentation

(Beschreibung) der „Welt da draußen“ versteht, sondern als ein andauerndes Hervorbringen einer Welt durch den Prozeß des Lebens selbst. Jede Erfahrung der Gewißheit erweist sich in MATURANAS Konzeption als ein individuelles Phänomen, das gegenüber der kognitiven Handlung des anderen blind ist.

Realität erweist sich damit lediglich als ein Konzept, das für subjektgebundene Konstrukte steht, die einmal mit anderen Menschen abgestimmt (durch strukturelle Koppelung) den Charakter des Realen, d. h. des von uns unabhängig Existierenden bekommen. So ist für MATURANA Objektivität, Realität und Wissen im Sinne von Absolutheit unmöglich, da der Mensch nicht aus seinem Interaktionsbereich, der geschlossen ist (begrenzt durch Organisation und Struktur), heraustreten kann.

Fragen nach dem Gegenstand der Erkenntnis, der objektiven Realität eines Gegenstandes oder der Wahrheit einer Aussage sind damit sinnlos,

„[...] wenn sie durch einen absoluten Beobachter beantwortet werden sollen, denn ein derartiger absoluter Beobachter ist in unserem kognitiven Bereich grundsätzlich unmöglich.“ (MATURANA 1982, S. 268)

Heinz von Foerster

Heinz von FOERSTER hat sich in vielen Artikeln Gedanken über die Selbstreferentialität und die Rekursivität neuronaler Prozesse und damit allen Erkennens gemacht. Wir stellen einige seiner Überlegungen im folgenden dar, da sich FOERSTER insbesondere mit der Sprache der Nervenimpulse aus kybernetischer Sicht beschäftigt hat und über diesen Weg die Gedanken der Neurobiologen wie Maturana auf in unseren Augen sehr interessante Weise ergänzt: Erkennen ist für FOERSTER die Selbstbeschreibung eines mit sich selbst interagierenden Gehirns. Da meinen wir, daß man/frau dies kaum schöner sagen kann!

In der traditionellen Auffassung von Wahrnehmung, die wir als „Naiven Realismus“ bezeichnen, wird davon ausgegangen, daß der Mensch (wie jeder lebende Organismus) in unmittelbarem Kontakt mit der Umwelt steht. Dies bedeutet, daß die Sinnesorgane Informationen über eben diese Umwelt liefern. Nur so läßt sich das naive Subjekt-Objekt-Schema bilden.

Sieht man das Problem der Wahrnehmung jedoch nicht vom Standpunkt der Sinnesorgane, sondern vom Standpunkt des Gehirns (vgl. ROTH in SCHMIDT 1987, S. 232 ff), ergibt sich eine vollständig andere Perspektive, die ebenfalls bestimmte daraus ableitbare Implikationen über Wissen, Wirklichkeit und Objektivität liefert. Zwar werden die Sinnesorgane z. T. sehr spezifisch von Umweltreizen aktiviert, wir erinnern hier an die strukturelle Koppelung in Maturanas Neurobiologie, die neuronale Erregung jedoch,

„[...] die aufgrund der sensorischen Reizung in den Sinnesorganen entsteht und zum Gehirn weitergeleitet wird, ist als solche unspezifisch.“ (ROTH in SCHMIDT 1987, S. 232)

Dies bedeutet, daß die Rezeptoren eines lebenden Organismus in ihren Aktivitäten nicht die physikalischen Ursachen dieser Aktivitäten enkodieren. Das einzige, was die Rezeptoren übermitteln ist die Intensität (also ein wieviel) einer Erregung an einer bestimmten Stelle des Körpers, nicht aber die Natur (das „was“) einer Erregung. (FOERSTER 1985, S. 48) Dies nennt man das **Prinzip der undifferenzierten Codierung**. Eine Nervenzelle hat eine Spannungsdifferenz zwischen dem Inneren und Äußeren von 0,1 Volt. Eine Erregung oder Störung pflanzt sich längs der Nervenfasern in Form eines 0,1 Volt Stromimpulses fort. Ganz gleichgültig, wie unsere Sinne erregt werden, es gelangt immer nur ein 0,1 Volt Stromstoß zum Gehirn (FOERSTER in SCHMIDT 1987, S. 138)

Die Signale, die unserem Gehirn übermittelt werden, sind also nicht qualitativer Art (wie z. B. grün, blau, heiß, kalt etc.). Die Stärke des Nervenimpulses ist immer die gleiche. Die Sinnesrezeptoren werden durch Umwelteinflüsse in ihren elektrischen Eigenschaften verändert, so daß sie elektrische Impulse abgeben können. Dies heißt nichts anderes, als daß sie Ereignisse, die dem Nervensystem als einem geschlossenen System unzugänglich sind, in dessen „Sprache“ übersetzen. Das Gehirn kann nur die **Sprache der Nervenimpulse** verstehen. Diese Sprache des Nervensystems ist jedoch bedeutungsneutral.

„Weil aber im Gehirn der signalverarbeitende und der bedeutungserzeugende Teil eins sind, können die Signale nur das bedeuten, was entsprechende Gehirnteile ihnen an Bedeutung zuweisen.“ (ROTH zitiert bei SCHMIDT 1987, S. 15)

Das Gehirn ist also nicht weltoffen, sondern ein kognitiv in sich abgeschlossenes System. Es deutet nach eigenentwickelten Kriterien neuronale Signale und bewertet sie, von deren wahrer Herkunft und Bedeutung es nichts absolut Verlässliches weiß. Daraus folgt, daß Wahrnehmung Interpretation ist und nicht die Abbildung einer ontologischen Realität. Das Gehirn kann aufgrund seiner Arbeitsweise – es hat keinen direkten Zugang zur Welt – nur konstruieren. Es ist blind gegenüber dieser Welt, die es nicht wirklich abzubilden in der Lage ist. Dies bedeutet allerdings nicht, daß das Gehirn willkürlich konstruieren kann. So führt ROTH dazu aus, daß viele Mechanismen der Konstitution der kognitiven Welt entweder angeboren sind oder sich prägnungsartig in ontogenetisch frühen Versuch-und-Irrtums-Prozessen entwickeln und danach mehr oder weniger unkorrigierbar sind (ROTH in SCHMIDT 1987, S. 248)

Der Bau der Sinnesorgane und ihre Leistungen legen fest, welche Umweltereignisse überhaupt auf das Gehirn einwirken können. Für das Gehirn existieren aber, wie bereits gesagt, nur die neuronalen Botschaften, die von den Sinnesorganen kommen, nicht aber die Sinnesorgane selbst. Der eigentliche Sinneseindruck entsteht im Gehirn und zwar als eine Kombination simultaner und sukzessiver Verarbeitung. ROTH führt dazu weiter aus:

„Die Sinnesempfindungen entstehen hinsichtlich ihrer Modalität und Qualität im Gehirn aufgrund einer Bedeutungszuweisung nach topologischen Kriterien. Diese Kriterien sind teils angeboren, als neuroanatomische Grobverdrahtung des Gehirns, teils werden sie ontogenetisch erworben.“ (ROTH in SCHMIDT 1987, S. 235)

FOERSTER stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wie das menschliche Gehirn die Vielfalt der Welt (mit ihren Klängen, ihren Farben, ihren Gerüchen, ihren ganzen Unterschiedlichkeiten) hervorbringen kann. Dies ist die grundlegende Frage nach dem „Wie“ des Erkennens. FOERSTER versucht eine Antwort durch seine operative Erkenntnistheorie zu geben. FOERSTER umschreibt den Begriff des Erkennens (also den Prozeß des Erwerbens von Kenntnis) in folgender Weise: Für ihn ist Erkennen das **Errechnen** einer Wirklichkeit (FOERSTER in WATZLAWICK 1985, S. 44 ff). Die jeweiligen Vorsilben ER(-kennen) und ER(-rechnen) gebraucht FOERSTER dabei in ihrem ontogenetischen Sinn, d.h. Er-kennen und Er-rechnen sind für ihn ein ständig sich vollziehender Prozeß und nicht ein statisches Resultat. Die Vorsilben sollen damit das Konstruktive dieses Prozesses anzeigen (SEGAL 1988, S. 46, 131).

Errechnen bedeutet im eigentlichen Sinne nichts anderes als Dinge in Zusammenhängen zu betrachten (errechnen heißt lateinisch com-putare = zusammen-überlegen). FOERSTER gebraucht dabei den Begriff des Errechnens nicht ausschließlich für numerische Größen. Er möchte ihn allgemein verstanden wissen und mit ihm jede Operation bezeichnen,

„durch die beobachtete physikalische Dinge („Objekte“) oder deren Repräsentanten („Symbole“) umgewandelt, abgeändert, neugeordnet oder geordnet werden.“ (FOERSTER in WATZLAWICK 1985, S. 45)

Errechnen bedeutet, daß mehrere Dinge miteinander verglichen werden. Wird etwas errechnet, so werden Beziehungen hergestellt. SEGAL sagt dazu:

„Errechnen findet auf neurologischer Ebene statt. Jedes Neuron erhält Impulse von Hunderttausenden anderer Neuronen und führt dann einen komplizierten Rechenvorgang durch, d.h. es errechnet eine Beziehung, mit dem Ergebnis, daß es entweder feuert oder nicht feuert. Wenn es feuert, überträgt es das Resultat seiner komplexen Berechnung in Form eines elektrischen Impulses auf das nächste Neuron. Dieser Impuls beeinflusst, zusammen mit den Impulsen von anderen Neuronen, das Zielneuron, indem er dessen Potential zu feuern entweder hemmt oder fördert.“ (SEGAL 1988, S. 165)

FOERSTER setzt bewußt an die Stelle des bestimmten Artikels „der“ Wirklichkeit den unbestimmten Artikel „eine“ Wirklichkeit. Der Unterschied besteht eben darin, daß

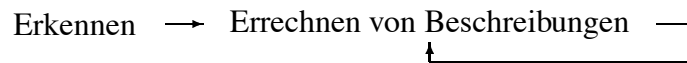
„man einmal annimmt, daß unabhängige Beobachtungen die Realität bestätigen, zum andermal, daß man annimmt, daß durch Bezugsetzung unabhängiger Beobachtungen eine Realität geschaffen wird.“ (FOERSTER in SEGAL 1988, S. 47)

Im ersten Fall werden Bestätigungen postuliert, im zweiten Fall lediglich Korrelationen (siehe dazu die Beispiele: FOERSTER in WATZLAWICK 1985, S. 45; SEGAL 1988, S. 47).

In einem zweiten Schritt modifiziert FOERSTER seine Behauptung, indem er die ursprüngliche Umschreibung von Erkennen ersetzt, indem er nun sagt, daß Erkennen das Errechnen von Beschreibungen einer Wirklichkeit ist. FOERSTER rechtfertigt diese Erweiterung mit dem Argument, daß durch Erkenntnisprozesse nicht die Dinge selbst (Autos, Tische, Häuser) errechnet werden, sondern lediglich die Beschreibungen dieser Dinge.

In einem dritten Schritt verändert er die Definition von Erkenntnis ein weiteres Mal. So sagt er, daß eine Beschreibung, die auf einer bestimmten neuronalen Ebene errechnet wurde, auf noch höheren Ebenen

wieder weiterverarbeitet wird. Dies führt dazu, daß Erkennen das Errechnen von Beschreibungen von Beschreibungen mit unendlicher Rekursion ist (FOERSTER in WATZLAWICK 1985, S. 46):



Da das Errechnen von Beschreibungen aber nichts anders bedeutet als eben eine Errechnung, ändert FOERSTER zum letzten Mal seine Definition ab. Erkenntnis ist das Errechnen einer Errechnung mit unbegrenzt rekursiven Charakter. Dieses rückbezügliche Errechnen nennt FOERSTER bezüglich eines lebenden Organismus Biokomputation.

FOERSTER macht darauf aufmerksam, daß die Prozesse des Erkennens eben als unbegrenzte rekursive Errechnungsprozesse aufzufassen sind. Dabei ist das Nervensystem so organisiert (oder organisiert sich selbst so), daß es eine stabile Wirklichkeit errechnet. Diesen Errechnungsvorgang beschreibt FOERSTER anhand der **rekursiven Funktionstheorie**. Rekursiv bedeutet nichts anderes, als daß etwas immer wieder durchlaufen wird. Dies heißt, daß das Resultat einer Operation aufs neue zum Ausgangspunkt dieser Operation genommen wird, deren Resultat aufs neue zum Ausgangspunkt dieser Operation genommen wird. Dieser Vorgang setzt sich unendlich fort.

FOERSTER beschreibt diesen Vorgang am Beispiel eines Kleinkindes, das sich die Kompetenz eines Balls erwirbt. Dabei spielt die Senso-Motorik eine entscheidende Rolle, denn das Kind „sieht“, „begreift“, „versteht“ den Ball ausschließlich durch seine Senso-Motorik. Das, was entgegensteht (in diesem Beispiel eben der Ball), wird durch einen Errechnungsvorgang zum Gegenstand, wie FOERSTER es ausdrückt. Das sensorische und das motorische System arbeiten in diesem Zusammenhang nicht unabhängig voneinander. Das Gegenteil ist der Fall.

„Es ist nicht so, daß wir einerseits wahrnehmen, andererseits handeln.“ (SEGAL 1988 S. 118)

Bei einem senso-motorischen Verhalten einem beliebigen Objekt gegenüber, wirkt der Mensch auf dieses Objekt immer ein und erzeugt Eigenwerte,

„die normalerweise als Objekte der Wahrnehmung bezeichnet werden.“ (SEGAL 1988, S. 207)

Zu Beginn der Beziehung zwischen Baby und Ball besteht für das Kind der Ball noch nicht als ein Objekt, weil es verhaltenmäßig mit dem Ball noch nicht vertraut ist. Oder mit anderen Worten: es hat noch keine stabile Wirklichkeit errechnet. Die entsprechende Senso-Motorik muß sich beim Kind erst entwickeln, damit es ein stabiles Verhalten im Umgang mit dem Ball erreichen kann. Das rekursive Verhalten des Kindes, das immer wieder auf das Ergebnis der vorausgegangenen Operationen einwirkt, führt schließlich zu einer Stabilität. Der Ball wird als eine Invariante erfahren. (Diese Behauptung zeigt die enge Beziehung zwischen dem Denken FOERSTERS und PIAGETS.)

Diese spezifische senso-motorische Kompetenz kann jetzt benannt werden. Die naheliegende Möglichkeit ist die, sie als Ball zu bezeichnen.

„Nun heißt aber auch das Ding Ball. Beide, der Ball und der Umgang mit dem Ball, sind komplementär. Es ergibt sich also folgende Gleichung: Name des Verhaltens = Name des Gegenstandes.“ (FOERSTER in SEGAL 1988, S. 202)

Objekte sind Ersatzzeichen für Eigenverhalten. Eigenverhalten ist die Verhaltenskompetenz des Kindes in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand. Im Bereich der Wahrnehmung sind Objekte die Ersatznamen, die wir unseren Eigenverhalten geben. Wenn der Mensch von einem Ball spricht, dann spricht er von der Erfahrung, die er aufgrund seines rekursiven senso-motorischen Verhaltens gemacht hat.

Interessant ist, daß FOERSTER sich auch zu ethischen Fragen äußert:

„Zunächst ist es klar, daß ein autopoietisches System gleichzeitig als autonom gesehen werden kann. Und mit der Autonomie eines jeden lebenden Organismus muß auch der Grund seines Handelns in ihm gefunden werden. Auf der menschlichen Ebene erwächst aus dieser Betrachtung die Verantwortlichkeit des einzelnen gegenüber seinen Handlungen, und eine Weiterführung dieser Gedanken läßt uns die Grundlagen einer Ethik sehen.“ (FOERSTER in SCHMIDT 1987, S. 147)

SEGAL schreibt 1988 in seinem Buch über FOERSTER:

„Sich die konstruktivistische Einstellung zu eigen zu machen bedeutet eine potentielle Befreiung, die einem erlaubt, das eigene schöpferische Potential freizusetzen. Diese Einstellung wendet sich gegen den Glauben an die eine richtige Antwort, die alle anderen Möglichkeiten ausschließt. Die Vielzahl der Wahlmöglichkeiten ist das Gütesiegel eines anpassungsfähigen oder, wenn es sich um menschliche Wesen handelt, gesunden Systems. Denken Sie an FOERSTERS ethischen Imperativ: ‚Handle stets so, daß die Anzahl der Möglichkeiten wächst.‘ Oder an seinen moralischen Imperativ: ‚A geht es besser, wenn es B besser geht.‘ Für den Konstruktivisten ist das Leben nicht ein Spiel, bei dem die einen gewinnen, was die anderen verlieren: entweder alle gewinnen, oder alle verlieren. Kooperation, nicht Konkurrenz ist die conditio sine qua non jeglichen sozialen Lebens. Der Preis für diese Weltsicht ist allerdings, daß man den Begriff der Objektivität durch den der Verantwortlichkeit ersetzen muß. Letztendlich ist es das moralische Anliegen des Konstruktivismus, die Ungeheuer, die die Vernunft gebiert – Faschismus, Völkermord, Atomkrieg, Diktaturen – zu überwinden.“ (SEGAL 1988, S. 26/27)

Paul F. Dell

Was gefällt uns an seinem Buch von 1986 (Klinische Erkenntnis. Zu den Grundlagen systemischer Therapie) unter einer konstruktivistischen Perspektive? Dazu zunächst einige seiner Bemerkungen zu Wirklichkeit und Sprache:

„Unser Denken und unsere sprachlichen Möglichkeiten schaffen die Wahrnehmungen und Beschreibungen, die wir den Namen ‚Wirklichkeit‘ geben. Diese Wahrnehmungen und Beschreibungen sind ‚nicht‘ die (absolute) Wirklichkeit; sie sind vielmehr ‚unsere‘ Wirklichkeit (die die einzige Wirklichkeit darstellt, die wir überhaupt erkennen können). Wir alle denken, nehmen wahr, beschreiben und erkennen die Welt entsprechend der spezifischen Struktur unseres eigenen epistemischen Seins. Wir erhalten niemals objektive, absolute Information über die uns umgebende Welt; vielmehr determiniert die Struktur unseres Seins, wie wir die Welt sehen. Weil jeder von uns anders ist, sieht jeder von uns die Welt anders. In diesem Sinne ‚erschafft‘ jeder von uns die spezifische Welt, in der er lebt. [...] Wir meinen, wir leben in einer Welt wirklicher, absolut objektiver Objekte, wo wir tatsächlich in einer selbst-konstruierten Welt der Sprache leben. Wir meinen, Sprache ist ein Mittel, die Welt, in der wir leben, zu beschreiben, wenn die Welt, in der wir leben, tatsächlich Sprache ist. Menschlich sein, heißt in Sprache leben und in Sprache leben, heißt vollständig in Sprache entfremdet zu sein (d.h. unsere Konzepte fälschlicherweise für die Wirklichkeit zu halten), entfremdet von uns selbst und der Welt, in der wir zu leben ‚glauben‘. Es gibt nur sehr wenig Menschen, die in Sprache leben und doch wissen, wahrhaftig wissen, daß Sprache beides ist, unser Aufstieg von den Tieren und unser Sturz aus der Würde eines einfacheren, unmittelbareren Seins in der Welt.“ (S. 81 f., a. a. O.).

Exemplarisch soll Paul DELL hier vorgestellt werden als jemand, der sich mit Erkenntnisfragen auf individueller und interpersoneller Ebene beschäftigt.

Wir meinen nicht, daß er unser Leib- und Magentheoretiker bzgl. therapeutisch-konstruktivistischer Fragen ist. Dazu ist er uns viel zu sehr familientherapeutisch orientiert, was sich auch in diesem Text als übermäßiger Gebrauch der entsprechenden Begrifflichkeit ausdrückt. Wir sind natürlich auch nicht grundsätzlich gegen familientherapeutische Modelle; sicherlich haben sie im Unterschied zu anderen Ansätzen zumindest häufiger den Anspruch, auch den Kontext einzubeziehen. Trotzdem: welche Therapieform wir favorisieren bleibt zunächst unentschieden; rational-emotive Ansätze oder Meichenbaums Vorschläge finden wir (z. T.) recht sympathisch.

Die zentrale Frage des Buches lautet aus unserer Perspektive: wie können Personen (die in diesem Buch in einer speziellen Situation sind, nämlich in der von KlinikerInnen) ‚etwas‘ erkennen und etwas tun, das sie selbst als ‚sinnhaft‘ und zielgerichtet erleben?

Zunächst trifft DELL eine Unterscheidung zwischen lebenden Systemen (deren Besonderheiten er wohl bei Maturana ausreichend beschrieben sieht) und interaktionalen/sozialen Systemen. Wie charakterisiert DELL soziale Systeme? Äußerst knapp. Ein interaktionales System ist ein natürliches, spontanes Phänomen, das auftritt, wenn lebende Organismen Zeit miteinander verbringen. Während lebende Systeme zu ihrer Entstehung und Aufrechterhaltung Energie benötigen, wenden interaktionale Systeme keine Energie auf. Damit meint DELL – s. Maturana –, daß man nicht stirbt, wenn man nicht interagiert. In interaktionalen Systemen (um die es im folgenden immer geht) bestehen also auch dann Bezüge zwischen Personen, wenn sie nichts dazu tun und es gibt auch solche Bezüge zwischen ihnen, die sie nicht aktiv hergestellt haben. Diesen Zusammenhang zwischen Elementen des Systems bezeichnet DELL als Kohärenz. Über die Art der Beziehungen im System (ob sie etwa hierarchisch, regelhaft oder chaotisch sind) kann ontologisch nichts gesagt werden, weil jede Beschreibung immer von Beurteilenden kommt, die ihre eigenen Beschreibungskategorien als Eigenschaften des Systems mißverstehen. Diese Kritik an der Trennung von BeobachterIn und Beobachtetem zieht sich durch alle Aufsätze in DELLs Buch. In weiten Teilen arbeitet er dabei mit den Begriffen Maturanas und kritisiert einige Konzepte der familientherapeutischen Tradition.

Kristallisationspunkte seiner Argumentation finden sich im Zusammenhang mit der Diskussion fol-

gender Begriffe:

Homöostase

Homöostase ist für DELL ein Konstrukt, das wir erfinden und nicht eine Eigenschaft des Systems. Homöostase ist eine Metapher oder ein Modell, um die Funktionsweise eines Systems zu beschreiben. Homöostase ist nichts Konkretes, sondern ein Konzept, das eine bestimmte Art des Verhaltens charakterisiert. Es ist eine Beschreibung, eine Fiktion mit Erklärungswert. Als solche ist das Gerede von homöostatischen Mechanismen nicht nur ‚dualistisch‘ (impliziert also nicht nur die ontologische Trennung von BeobachterIn und Beobachtetem), es ist die Verdinglichung einer konzeptuellen Metapher. Oder mit unseren (bzw. MAUTHNERS Worten): er wendet sich gegen die Reifikation des Konstrukts Homöostase (wie auch anderer Begriffe). DELL lehnt das Konzept „Homöostase“ grundsätzlich ab, weil es – sobald es verwendet wird – einen kausalen Determinismus impliziert: etwas ist im Ungleichgewicht und wird durch etwas ausgeglichen. Damit sind die Begriffe ‚Ursache‘ und ‚Wirkung‘ eingeführt. Gleichzeitig ist das Konzept immunisiert: immer wenn irgend etwas passiert, wird behauptet, daß das System im Ungleichgewicht war und durch irgendetwas ins Gleichgewicht gebracht wird. DELL ersetzt das Konzept der Homöostase deshalb durch den Begriff Kohärenz (bei dem dann nicht solche kausalen Beziehungen angenommen werden müssen).

Rekursivität bzw. Selbstrekursivität in Systemen

Selbst ein Individuum ist nur BeobachterIn seiner/ihrer selbst und muß auf einer Metaebene beschreiben, worauf es reagiert haben könnte. Die Suche nach dem Zweck des eigenen Verhaltens ist eine Selbstbeschreibung, die davon abhängt, wer sich beschreibt. **Diese Selbstbeschreibungen bestimmen selbstrekursiv das Funktionieren des ganzen Systems und werden selbstrekursiv davon bestimmt.** Weder das System noch seine Umgebung reichen zum Verstehen des jeweils anderen aus. Jedes hat selbstrekursiv an der Entwicklung des anderen teil. Indem DELL Selbstrekursivität als Grundvoraussetzung aller ‚Auskunft‘ über mich und von mir Beobachtete ansieht, ergeben sich auch ethische Konsequenzen: Immer wenn ich die Annahme der Rückbezüglichkeit zurückweise, bewege ich mich in dem Bereich der Hybris. Ich behaupte damit ja dann, daß ich einen direkten Zugang zur Wirklichkeit habe, meine Perspektive die richtige ist.

Widerstand

Ein System widersetzt sich nicht, es verhält sich lediglich in Übereinstimmung mit seiner eigenen organisatorischen Kohärenz (*)¹. Die Tatsache, daß das System (im wesentlichen unverändert) weiterbesteht, heißt nicht, daß es Änderungen „widersteht“, es heißt einfach, daß das System seiner Umgebung angepaßt ist.

DELL unterscheidet drei verschiedene Arten, ‚Widerstand‘ zu erzeugen:

- Das umfassendere System wird von TherapeutInnen nicht einbezogen, d. h. es wird nicht gesehen, daß ‚Einflüsse‘ zum Binnenbereich des Systems gehören,
- es wird nicht akzeptiert, daß KlientInnen so sind, wie sie sind; TherapeutInnen verhalten sich so, als wenn ihre Beurteilung eine Eigenschaft des Systems wäre,
- Glaube an Kontrolle: Niemand kann jemals etwas veranlassen zu geschehen. Therapeutische Interventionen verursachen nicht, daß KlientInnen sich ändern. Die Organisation des Systems (d. h. der Klient) bestimmt, was geschehen wird, nicht die Intervention. Die destruktivste Art, sich zu weigern, diese Realität (*) anzuerkennen, ist der Glaube an die Möglichkeit der Kontrolle.

¹(*) = An all diesen Punkten haben wir etwas Schwierigkeiten: So geht DELL zwar einerseits davon aus, daß unsere Begriffe grundsätzlich nur als epistemologische verstanden werden können, d. h. daß sie dazu dienen uns zu orientieren, (vielleicht uns einfach eine uns stabil erscheinende Basis liefern, die wir brauchen, um unser Tun hintereinander zu kriegen). Andererseits spricht er an den verschiedensten Stellen immer wieder von der Realität, die wir berücksichtigen müssen, die sich unseren Begriffen widersetzt.

Pathologie

Indem wir von Pathologie sprechen, wird unser eigener Anteil in einer Beziehung übersehen und die Störung des Systems dem anderen zugeschrieben. Unser eigener normativer Bezugsrahmen wird absolut gesetzt, und es wird so getan, als ob dieser Bezugsrahmen ontologisch in der Welt verankert ist. Die andere Person wird entweder als neurotisch, irrational und krank oder als widerspenstig, haßerfüllt und böse angesehen. Dies gibt uns dann die moralische Rechtfertigung und rationale Begründung, „alles-was-nötig-ist-zu-tun“, um mit problematischen Anderen umzugehen. Beim Versuch zu heilen oder Böseartigkeit zu kontrollieren, setzen wir uns dem Risiko einer nicht-rekursiven Gier nach Macht aus.

Es ist eine Sache, die Gesundheit von Menschen hoch einzuschätzen, aber es ist eine ganz andere Sache, zu glauben, Menschen müsse es gut gehen und daß etwas nicht stimmen kann, wenn es ihnen nicht gut geht. Funktionsstörungen sind nicht vom Beobachter oder der Beobachterin zu trennen, die definieren, was fehlerhaftes Funktionieren sein soll. Durch eine solche Definition wird Pathologie erschaffen. Pathologie ist ein Konzept. Es gibt „da draußen“ keine Pathologie. Die Projektion von Werten spricht uns sehr wirkungsvoll von unserer Verantwortung für unser Handeln frei. Sie dienen uns als Rechtfertigungen. Zu sagen: „Du bist krank“ heißt „Du funktionierst nicht so, wie ich (oder die Gemeinschaft) es gerne hätte(n)“.

Paradoxe Intervention bzw. Paradoxa

Paradoxa beschäftigen sich mit selbstrückbezüglichen Phänomenen; sie gelten deshalb als paradox, weil wir Selbstrückbezüglichkeit als paradox ansehen: Wir bewegen uns im allgemeinen auf der Basis aristotelischer Annahmen und gehen damit davon aus, daß es eine klare Trennung von BeobachterIn und Beobachtetem gibt, die die Erkenntnis des Beobachteten erlaubt. Paradoxa sind somit epistemologische Phänomene, die von den Annahmen einer BeobachterIn abhängen. Jedes Paradoxon existiert nur im Kopf der BetrachterIn. Es hängt vom ‚gesunden‘ Menschenverstand, von Meinungen und Prämissen ab. Ein Paradoxon ist nie ontologisch! Paradoxe Interventionen sind solche, die definitionsgemäß in Ausdrücken der gegenwärtigen Überzeugungen und Annahmen nicht voll zu erfassen sind; grundsätzlich wird jede Intervention, die sich nicht aus einer Therapietheorie erklären läßt, von den TheoretikerInnen als Paradoxon bezeichnet.

Implikationen für die therapeutische Praxis

TherapeutInnen sind keine unbewegten Beweger. Das Familiensystem der KlientInnen versucht, sie zu neutralisieren bzw. als zum Binnensystem gehörig zu definieren (z.B. liefert das Familiensystem der TherapeutIn bestimmte Veränderungsgesten, die es ermöglichen, die Struktur beizubehalten) (*). Damit Therapien nicht ineffektiv werden, sollten TherapeutInnen die Integration bzw. Verstrickung in das System durch Supervision vermeiden oder nur spärliche Kontakte mit der Familie haben.

Fazit

Als Fazit von DELLs Argumentation läßt sich folgendes festhalten: Prinzipiell bleibt die Kluft zwischen erkenntnistheoretischer Argumentation und Rechtfertigung des eigenen Handelns unüberbrückbar, d. h. ich muß mir darüber im klaren sein, daß ich mein Handeln nie durch die Ontologie der Dinge rechtfertigen kann, sondern daß ich immer nur eine Ontologie der Dinge konstruiere. Aus dem gleichen Grund kann Rückbezüglichkeit als moralische Angelegenheit verstanden werden: moralisch deshalb, weil sich Beobachtende nie aus dem Beobachtungsprozeß herausdefinieren können, nie die Dinge ihre Konstruktionen bestimmen und deshalb die Personen ihren Konstruktionsprozeß immer verantworten müssen.

Ganz angenehm finden wir, daß DELL aus seinem Verständnis von Personen als autopoietischen Systemen die Konsequenz ableitet, sich als TherapeutIn nicht als MacherIn zu verstehen, der es darum gehen muß, den Prozeß von KlientInnen zu kontrollieren, sondern eher als Anstoßende, Einladende bzw. Freiraum Ermöglichende. Unter einer konstruktivistischen Perspektive wird deutlich, daß nicht

eine Konstruktion die Dominanz über eine andere beanspruchen kann – zum einen ist das ethisch nicht vertretbar, zum anderen klappt das aber auch nicht (*).

Kontrolle schafft laut DELL Zerstörung. Deutlich macht er dies am Beispiel der Kinder,erziehung: es kann dabei nicht darum gehen, Kinder zu beeinflussen, sie quasi nach den Vorstellungen der Erziehenden herzustellen, sondern eher darum, Risikofaktoren in der Entwicklung einzuschränken (*). So wie in ,der‘ Familie somit nicht nach dem Prinzip der ,instruktiven Interaktion‘ verfahren werden soll, sollen und können auch TherapeutInnen ihre KlientInnen nicht über das richtige Leben instruieren.

Dieser Punkt gefällt uns dann, wenn er nicht als pseudoliberalen Laissez-faire-Geschwätz verstanden wird. Berücksichtigt werden müssen hier nämlich zwei Aspekte: Einerseits besteht in Systemen immer ein Zusammenhang zwischen den Elementen, auch mit uns und auch dann, wenn wir nichts dazu tun – wir können uns also nicht ,herausdefinieren‘ und behaupten, wir seien unbeteiligt. Andererseits geben uns unsere Anstrengungen, etwas bestimmtes zu erreichen, keine Garantie für ein bestimmtes Resultat (und auch kein Recht darauf). Das System funktioniert entsprechend seiner eigenen Kohärenz. Wir können es nicht kontrollieren, auch nicht durch vermehrte Anstrengungen.

Kenneth J. Gergen

Last but not least möchten wir dem amerikanischen Sozialpsychologen und Wissenschaftstheoretiker Kenneth J. GERGEN gebührenden Platz einräumen. Aus seinem umfangreichen Werk haben wir eine Reihe prägnanter Passagen ausgewählt und erlauben uns, diese in einer von uns angefertigten freien Übersetzung vorzustellen. Da wir nicht alle Zitate gewaltsam nur jeweils einem unserer Schlüsselwörter zuordnen wollten, wird die geneigte Leserschaft auf einige Wiederholungen stoßen, doch dürften diese ob ihrer inhaltlichen Qualität und Stimulanz kaum langweilen.

Wirklichkeit

[...] andere haben ihre Aufmerksamkeit zunehmend darauf gerichtet, wie Bedeutungen zum jeweiligen Zeitpunkt ausgehandelt, definiert, stabilisiert und verwaltet werden; der Eindruck von Wirklichkeit in diesem Sinne ergibt sich also aus dem, was zwischen Menschen ist, ist also das Ergebnis menschlicher Beziehungen. [13]²

[...] was wir für Tatsachen sozialer Abweichungen, Selbstmord etc. halten, ist nicht durch sich selbst gegeben; viel mehr bestimmen Vorstrukturierungen, die als Etikettierungen vorhanden sind und Methoden, Wirklichkeit sozial auszuhandeln, das, was als soziale Abweichung, Selbstmord und dergleichen zählt und gilt. [3]

Wahrnehmung

Vom konstruktionistischen Ausgangspunkt her gehen wir davon aus, daß Beschreibungssprachen sich nicht direkt aus Beobachtungen ableiten lassen; stattdessen operieren Beschreibungssprachen als Linsen oder Filter, mit deren Hilfe wir bestimmen, was überhaupt für uns als wahrnehmbares Objekt in Frage kommt. Wie bereits angedeutet, läßt sich das Bild der Linse nicht ohne Probleme auf den Bereich der Wahrnehmung ausweiten. Das Argument, daß Sprache die Art und Weise bestimmt, wie die Sinne Ereignisse aufnehmen, hat erhebliche Schwächen. Vielversprechender scheint die Annahme zu sein, daß die Vorstrukturierungen, die die Beschreibungssprache liefert, einen starken Effekt darauf haben, wie wir uns die Welt erklären. Wie auch immer die Beobachtungen einer Person aussehen werden, sie müssen mit den sinnstiftenden Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, wiederhergestellt werden. Deswegen ist es nicht die Beobachtung, die die Hauptbeschränkung unserer Beschreibungen ausmacht. Es ist die Form des deskriptiven Diskurses selber, die beschränkt. [6]

(Ken interessiert sich offensichtlich – im Gegensatz zu uns – nicht für die Kategorien als solche, sondern vielmehr eher dafür, wie diese dann den Diskurs bestimmen.)

Ich habe versucht, das Problem zu zeigen, welches entsteht, wenn versucht wird, eine Beziehung zwischen mentalen Kategorien oder Konzepten und externalen Ereignissen herzustellen. Letzten Endes scheint es keine Möglichkeit zu geben, zu verstehen, wie Ereignisse in der Umwelt in das Kategoriensystem oder Schema gelangen. Wenn alles Verstehen Schemata oder Konzepte erfordert, wie könnten sie sich dann überhaupt entwickelt haben? Es gibt dann keine Möglichkeit, die hereinkommenden Stimuli zu verstehen, es sei denn, sie wären angeboren. [11]

Wissen

Konzepte oder mentale Kategorien werden traditionell als Abstraktionen der Wirklichkeit betrachtet. Sie sind also keine eidetischen Abbilder der Welt, sondern Kategorien, in die Ereignisse gemäß bestimmter Kriterien eingeordnet werden. Wenn Wissen nun aber in dieser abstrakten Weise gespeichert wird, stellt sich sofort die Frage, wie dieses Wissen in einzelnen Fällen angewandt wird. Wie läßt sich ein System von Abstraktionen verwenden, um konkrete, spezifische Aktionen zu entwickeln? [4]

Wenn auch die Wurzeln konstruktionistischen Denkens zurückverfolgt werden können zu langanhaltenden Debatten zwischen empiristischer und rationalistischer Denkschule, versucht der Konstruktio-

²Die Zahlen beziehen sich auf verschiedene Artikel von GERGEN, die im einzelnen im Literaturverzeichnis aufgeführt werden.

nismus über den Dualismus, dem beide Traditionen verhaftet sind, hinauszugelangen und Wissen im Prozeß sozialen Austausches anzusiedeln. [17]

Der eher traditionelle Ansatz, der auch von vielen psychologischen Untersuchungen aufgenommen wurde, nimmt an, daß Wissen Ausdruck mentaler Repräsentationen ist. [...] Diese Sichtweise postuliert, daß Wissen der Besitz einzelner Individuen ist (bis es geteilt wird), und auf einer Form von Geist-Materie-Dualismus (ein Wissender und etwas Gewußtes) basiert. [...] Im Gegensatz dazu können wir diese Diskursformen als soziale Konstruktionen betrachten. D.h. sie sind Formen öffentlich geteilten Diskurses. Sie können Nebenprodukte des Versuchs sein, Naturereignisse zu kontrollieren oder vorherzusagen, aber sie spiegeln die Natur nicht wieder. Einen verständlichen Diskurs zu führen, ist demzufolge eine Form sozialen Verhaltens. Die hierbei implizierte Ontologie ist eine monistische (weil kein „geistiger Prozeß“ angenommen wird). Das Erklärungsinteresse bezieht sich auf Prozesse sozialen Austausches, von denen Urteile über Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wissen ausgehen. Die Last der Erklärung könnte wahrscheinlich von Ausdrücken getragen werden, die sich auf Aspekte sozialer Prozesse beziehen (z.B. Aushandeln, Macht, Kollusion). [11]

Diese Überlegung wird ernsthaft, wenn man das Konzept von Wissen als mentaler Repräsentation unter die Lupe nimmt. In Anbetracht der Myriaden unlösbarer Probleme, die solch ein Konzept entstehen läßt, ist man zu Erwägungen veranlaßt, was denn als menschliches Wissen „durchgeht“. Kandidaten dafür sind sicher sprachliche Darstellungen und Erklärungen. Wir betrachten generell als Wissen, was durch sprachliche Aussagen repräsentiert ist, gespeichert in Büchern, Zeitschriften, auf Disketten und Ähnlichem. Diese Ausführungen sind, um meinen ersten Gedanken wieder aufzunehmen, Bestandteile sozialer Praktiken. Aus dieser Perspektive ist Wissen nicht etwas, das Leute in ihren Köpfen haben, sondern etwas, was Menschen miteinander tun. [17]

Wissen kann nicht als etwas betrachtet werden, was „im Kopf“ ist. Eher sind solche Annahmen Bestandteil praktischer Handlungen von Personen, die sich bemühen, sich miteinander und mit der Welt, in der sie leben, zu arrangieren. [...] So betrachtet ist Wissen kein statisches, kontextloses „Wissen, daß“, sondern die aktive Beteiligung an sich entfaltenden Mustern von Beziehungen – von denen Sprache nur ein Teil ist. [...] Wir, die wir hier sind, produzieren gemeinsam die Bedeutsamkeit dessen was ich sage. Dasselbe kann von Naturwissenschaften und Technik gesagt werden. Die wechselseitige Koordination von Materialien, wissenschaftlichen Aktivitäten und sozialer Zustimmung läßt das entstehen, was wir technischen Fortschritt nennen. [...] Technologie ist im Wesentlichen nicht das Ergebnis von Theorien, sondern von koordiniertem Handeln. Aus der Perspektive sozialer Pragmatik ist das, was wir Wissen nennen, abgeleitet aus Formen von Beziehungen. [3]

Sprachliche Strukturen schränken unseren Geist ein, nicht aber geistige Begrenzungen unsere Sprache. Diese Grenzen in der Sprache lassen sich dann bis in die jeweilige soziale Ordnung zurückverfolgen. FOUCAULT (1966) etwa behauptet, daß unser Verständnis von Natur, sozialem Leben und Wissen begrenzt ist durch bestimmte pervasive, kulturspezifische Episteme – oder Bedingungen der Wissensproduktion. Diese Bedingungen sind eng verknüpft mit den verschiedenen Formen sozialen Handelns einschließlich der Machtverhältnisse. [3]

Nicht länger steht das Individuum im Zentrum der „Wissens“produktion, sondern die soziale Gruppe. Der individuelle Akt des Benennens ist lediglich ein Nebenprodukt des sozialen Austausches. Die soziale Gruppe, das kommunale System, stellt das Vokabular bereit, zusammen mit den Regeln für seinen richtigen Gebrauch. [21]

Die Gebilde sogenannten Wissens sind nicht Spiegel oder Abbildungen einer unabhängigen Wirklichkeit, sondern das Ergebnis sozialen Aushandelns, von Vorgehensregeln, literarischer Bilder (tropes), rhetorischer Strategeme und ähnlichem (siehe hierzu Arbeitspapier Nr. 5).

Objektivität

Theorien spiegeln nicht die Wirklichkeit; sie sind Kunstprodukte, die selbst erst den Eindruck von wirklich und nicht wirklich erzeugen. [3]

Die Wissenschaften geben uns nicht die Wahrheit, sondern vielmehr kunstvoll ersonnene Konstruktionen. Konstruktionen sind beliebig, und es gibt keinen Weg, zwischen zwei konkurrierenden Konstruktionen anhand empirischer Fakten zu entscheiden. Hier fragt der Fundamentalist schnell, wie einer relativistischen Sichtweise von wissenschaftlicher Wahrheit geglaubt werden kann, wenn sie selbst den Anspruch erhebt, eine wahre Sichtweise der Wissenschaft zu sein. Wovon geht sie aus, wenn sie so urteilt? Wenn alles relativ ist, muß das auch für die relativistische Kritik gelten. Es gibt hier wenigstens eine Gegenkritik, die ein rhetorischer Analytiker vorbringen kann. Diese Gegenkritik unterstellt, daß die fundamentalistische Verteidigung einen Wahrheitsmaßstab annimmt. D.h., der Angriff auf den Relativismus ist nur sinnvoll, wenn angenommen wird, daß der Relativismus versucht, einen wahren Zugang zur Wissenschaft zu liefern. Wenn dieser Versuch von Relativisten jedoch (rhetorisch) nicht unternommen wird, so bleibt der Angriff gegenstandslos. Und warum sollte auch Wahrheit das Thema rhetorischer Analyse sein? [...] Eher ist es doch sinnvoll, die Leserin oder den Leser einzuladen in einen sprachlichen Raum, der, einmal verstanden, es ermöglicht, die Ontologie, in die er/sie gerade noch eingeschlossen war, zu transzendieren. [3]

Es wird gemeinhin angenommen, daß objektive Wahrheit dadurch etabliert wird, daß Leute ohne Beobachtungsfehler oder Vorurteil etwas beobachten und zum selben Schluß darüber gelangen, was der Fall sei. [...] Wenn nun aber öffentliche Übereinstimmung der Maßstab für objektive Wahrheit ist, was wäre dann das Resultat sozialer Sättigung? Wenn Leute zunehmend uneiniger darüber sind, was vorliegt, dann wird das Konzept der Objektivität fragwürdig. Es ist der Prozeß sozialer Sättigung, der zu genau solchen Uneinigkeiten führt – sogar innerhalb einer Person. [...] Wenn man eine Reihe von anderen in das Selbst aufgenommen hat, wird objektive Wahrheit durch die persönliche Perspektive ersetzt. [5]

Eine Umarmung ist weder wahr noch falsch, aber manchmal ist sie lebenswichtig für den Erhalt einer Beziehung. [5]

Sprache

Aus dieser Sicht ist die Bedeutung eines Wortes weder abgeleitet aus der empirischen Welt, die es repräsentieren soll (wie alle logischen Empiristen meinen würden), noch abhängig von der Intention des Sprechers (wie die meisten Hermeneutiker und Sprechakt-Philosophen behaupten würden). Die Bedeutung eines Wortes wird vielmehr abgeleitet aus einer Reihe von Handlungsmustern innerhalb variierender Kontexte. Nach der Bedeutung eines Begriffes zu fragen, heißt also, weder nach seinen beobachtbaren Merkmalen noch nach der Sprecherintention zu fragen; es ist vielmehr eine Aufforderung an den Gesprächspartner, die Handlungskontexte, in die der Begriff in der jeweiligen konkreten Situation eingebettet ist, zu erläutern. [12]

[...] im Verständigungsprozeß ist der Bereich des öffentlichen Diskurses das einzige, was uns zur Verfügung steht. Unserer Ansicht nach gibt es dazu noch einen privaten Diskursbereich, der aber an den öffentlichen angeschlossen sein muß. Im Augenblick haben wir aber weder Zugriff zum privaten Diskursbereich, noch kennen wir die Regeln, mit deren Hilfe dieser in den öffentlichen Diskurs übersetzt wird. [14]

Sprechen bedeutet zugleich eine Welt zu konstruieren. Dies ist auf zwei verschiedene Weisen zu verstehen, nämlich in implikativer und pragmatischer Weise. Im ersten Fall hängt die Konstruktion der Welt von der Tatsache ab, daß Sprache keine bloße Zusammenstellung von Lauten, sondern ein System von Symbolen darstellt. Um als Symbole qualifiziert zu werden, müssen linguistische Entitäten sich auf einen Bereich des Bezeichneten beziehen. Dies nicht zu tun, käme einem Verlust der sprachlichen Identität gleich, Sprache zu produzieren bedeutet immer auch eine implizite Verpflichtung auf einen Bereich des Bezeichneten, der nicht in der Sprache selbst liegt. Tatsächlich zwingt jeder Sprechakt den Zuhörer, ein unabhängiges ontologisches System zu akzeptieren. Gleichzeitig hat Sprache einen pragmatischen oder, wie es AUSTIN (1962) genannt hat, einen performativen Aspekt. Unter diesem Aspekt ähnelt sie einem Schachzug, einer Umarmung oder einem desinteressierten Wegsehen, wenn man angegriffen wird. Der performative Aspekt der Sprache selbst ist eine Form des sozialen Umgangs.

Und sie hat, als Performanz, häufig soziale Auswirkungen. Abhängig von der Sprache, die man benutzt, kann der Gesprächspartner sich verteidigen, uns seine tiefe Liebe schwören oder sogar einen Mord begehen. Die eigenen Worte sind also aktive Konstituenden in einer Welt des permanenten sozialen Austausches (SEARLE 1970). [1]

Insbesondere können wir Kommunikation als einen Prozeß gegenseitiger Handlungskoordination begreifen – in diesem Fall verbaler Handlungen. Das bedeutet, daß meine Worte nur in dem Maße Sinn machen, in dem sie sich schon bestehenden Kommunikationsmustern annähern. Ein Extrembeispiel dafür sind die Fremdsprachen. Die Verständigung mit einer Fremden mißlingt nicht deshalb, weil wir ihren mentalen Zustand nicht verstehen können, sondern weil ihre Sprechgeräusche nicht zu demselben Grundmuster passen, in das unsere Sprache eingebettet ist. Es gibt keine direkten Übersetzungen fremder Worte, weil die Bedeutung eines jeden Wortes dadurch festgelegt wird, wie es wieder und wieder in bestimmten Kontexten benutzt wird. In unserem Sprachraum wird die Frage nach der Bedeutung einer Äußerung („Was meinst du mit dieser Äußerung?“) nicht darauf abzielen, etwas über den kortikalen Zustand der Sprecherin zu erfahren, vielmehr ist sie ein Signal, daß ein zusätzlicher Diskurs folgen soll, um die kontextuale Bedeutung des Wortes zu klären. [13]

Also liegt die Bedeutung eines Wortes nicht in der dahinterstehenden Intention, und sie liegt auch nicht irgendwo im Unbewußten verborgen. Vielmehr wird die Bedeutung von Worten, Gesten und Handlungen innerhalb eines sich entwickelnden Beziehungskontextes hergestellt. [2]

Die verschiedenen Sprachen liefern keine Karten oder Spiegel der Natur, sie dienen vielmehr als illokutionäre Hilfen für SprecherInnen, die verschiedenste Ziele anstreben. [...] Die Nützlichkeit verschiedener Diskursformen legitimiert sie jedoch nicht als wahr oder objektiv. Solche Sprachen könnten auch völlig anders sein und würden doch demselben Zweck dienen. Physiker könnten von iambischen Pentametern reden, Ärzte von Körperorganen als buddhistischer Dharma, ohne daß daraus eine bedeutsame Veränderung der praktischen Ergebnisse folgen würde, vorausgesetzt, es gibt eine Sprachgemeinschaft, die denselben Konventionen folgt. [14]

Beschreibungen und Erklärungen bilden wichtige Teile verschiedenster sozialer Muster. Sie dienen dazu, bestimmte Muster aufrechtzuerhalten und andere auszuschließen. Beschreibungen und Erklärungen zu verändern bedeutet immer, bestimmte Handlungen zu bedrohen und zu anderen einzuladen. [17]

Wenn wir uns die geringe Zahl an Möglichkeiten betrachten, die die derzeitige Sprache zur Beschreibung oder Charakterisierung innerer Zustände bietet, sehen wir uns mit der Möglichkeit konfrontiert, daß die Sprache, die über innere Zustände berichten soll, weniger ein Spiegel der inneren Zustände selbst ist, sondern eher ein Produkt breiterer kultureller Begriffssysteme. Begriffe, die über innere Zustände etwas mitteilen sollen, erscheinen eher als Ableitungen aus kulturellen Konventionen der Verstehbarkeit, denn als Ausdruck eines eigenständigen existierenden psychischen Reiches. [9]

Wie WITTGENSTEINS Philosophische Untersuchungen zeigen, ist nahezu alles, was über mentale Ereignisse gesagt werden kann, eingebettet in die Konventionen der Alltagssprache. Wir können nichts über die Natur unseres Verstandes sagen, was jenseits der Vorannahmen liegt, die wir bereits im Kopf haben. Alles andere würde einfach keinen Sinn ergeben. [2]

D. h., solange Beschreibung durch Kommunikation – seien es geschriebene oder gesprochene Worte – stattfindet, müssen wir unvermeidlich die Konventionen innerhalb der Systeme beachten. [2]

Individuelle Beschreibungen und Charakterisierungen der eigenen Person ergeben sich nicht aus den Erfahrungen, die jemand mit seinem Verstand, seinem Geist selbst macht, sondern aus den kulturell definierten Konventionen der Verständigung und des Verstehbaren. Die Sprache des Sich-Selbst-Verstehens hat sich nicht aus dem spezifischen Charakter des individuellen Selbst entwickelt, sondern aus Metaphern, bildlichen Ausdrücken, Sprachfiguren und anderen Konventionen des kommunalen Diskurses. [8]

Die romantischen und modernistischen Perioden haben uns ein sprachliches Erbe hinterlassen, welches von größter Bedeutung für unser tägliches Leben ist. Ohne Kenntnis des romantischen Diskurses

über das eigene Ich könnten wir kaum von tiefer und ewiger Liebe, von verbindlicher Bindung und zärtlicher Sorge um die andere Person sprechen. Auch würde uns dieser überhöhte moralische Wert, der ja etwas ist, was außerhalb der beobachtbaren Welt liegt, ziemlich verdächtig vorkommen. Und ohne die Kenntnis des modernistischen Diskurses über das eigene Ich würden wir kaum darüber sprechen, daß Leute authentisch, echt zuverlässig, berechenbar und stabil sind. Wenn wir diese Worte entfernen, auf sie verzichten, werden die Beziehungen gefährdet, in denen diese Worte eine wichtige Rolle spielen. (Eine Beziehung kann nicht „tief“ sein, wenn es keine Vorstellung davon gibt, daß Menschen so etwas wie Tiefe haben; eine Liebesaffäre würde keine Liebesaffäre mehr sein, wenn der Begriff Liebe aufgegeben würde.) [5]

Geschichten, Erzählungen und Skripte dienen uns als zentrale Mittel, mit Hilfe derer wir uns innerhalb unserer sozialen Welt verständlich machen. Wir erzählen nicht nur unser Leben als eine Geschichte, sondern wir leben auch unsere Beziehungen in gewisser Weise als Erzählungen. Das bedeutet jedoch nicht, daß das Leben die Kunst kopiert, sondern vielmehr, daß die Kunst das Werkzeug liefert, mit dem die Realität des Lebens geschaffen wird. So leben wir zu einem wesentlichen Teil durch und mit Geschichten: Unser Selbst erzählt von sich Geschichten und stellt sich in Geschichten her. [...] Dabei sind diese Erzählungen natürlich nicht im ureigentlichen und unmittelbaren Besitz des Individuums selbst, sondern eher im Besitz der sozialen Gemeinschaft; sie sind Produkte sozialer Austauschprozesse. [...] Wir können nicht Geschichten erzählen, die die Regeln angemessener Erzählungen verletzen, falls wir nicht wünschen, daß uns niemand mehr versteht. [...] Es wird oft argumentiert, daß es nur eine begrenzte Auswahl grundsätzlich möglicher Muster gibt, die sich dann in den erzählten Geschichten manifestiert. In dem Ausmaß, in dem Personen ihr Leben in diesen Grundmustern interpretieren, begrenzen sie das Spektrum der Lebensgeschichten, die überhaupt erzählt und gespielt werden können. [23]

Ich bin von dem Gedanken fasziniert, daß das menschliche Leben um eine Vielzahl literarischer Bilder und Metaphern konstruiert wird. [9]

Also liegen die Zwänge bezüglich dessen, was zur Aggression gesagt werden kann, nicht im Bereich der Beobachtung, sondern im System der Konventionen, die es für das Sprechen über Aggression gibt. Wir können nicht einfach sagen, daß Aggression nach innen gerichtet ist oder sich in Kreisläufen bewegt oder durch Geister beeinflusst wird oder eine Form von Zwang ist. Alles, was in der Wissenschaft oder im Alltag vernünftigerweise gesagt werden kann, kann vom Einfluß der Sprachkonventionen hergeleitet werden. [1]

Sprachliche Strukturen schränken unseren Geist ein, nicht aber geistige Begrenzungen unsere Sprache. Diese Grenzen in der Sprache lassen sich dann bis in die jeweilige soziale Ordnung zurückverfolgen. FOUCAULT (1966) etwa behauptet, daß unser Verständnis von Natur, sozialem Leben und Wissen begrenzt ist durch bestimmte pervasive, kulturspezifische Episteme – oder Bedingungen der Wissensproduktion. Diese Bedingungen sind eng verknüpft mit den verschiedenen Formen sozialen Handelns einschließlich der Machtverhältnisse. [3]

Was wir metaphorische Sprache nennen zeigt sich in den Fällen, in denen das etablierte Muster geändert wird. Metaphorische Begriffe ersetzen den und befreien uns vom kulturell definierten Wortschwampf. Das Potential einer Metapher, den Theoretiker oder Dichter zu inspirieren, hängt von den Gebrauchsmustern ab, die die Metapher in den etablierten Kontext mit einbringt. Neue Begriffe fordern zu alternativen Gebrauchsmustern auf. [...] Die wichtigsten Einschränkungen über das, was zu mentalen Ereignissen gesagt werden kann, sind linguistischer Art. Was über Gedanken, Emotionen, Motivation und ähnliches gesagt werden kann, hängt hauptsächlich von bestehenden linguistischen Konventionen ab. Das stellt den psychologischen Theoretiker vor ein spezielles Problem. Wenn er hinter schon bestehende Konventionen sehen will, um etwas bedeutsames sagen zu können, dann muß er die bestehenden Sprachmuster verändern. Vom derzeitigen Standpunkt aus wird diese Veränderung den Gebrauch von Metaphern erforderlich machen, also eine Übertragung von Sprachmustern aus alternativen Kontexten. [12]

Bewertende Etikettierungen gehören zu den wirksamsten Einrichtungen der westlichen Kultur. Etikettierungen wie unmoralisch, unfair, ausbeutend, unmenschlich usw. können schwerwiegende soziale Konsequenzen haben. Ernstzunehmende WissenschaftlerInnen können mehr erreichen, wenn sie solche Worte wieder ins Recht setzen, als wenn sie sie aus ihrem Wortschatz entfernen. [13]

Erkenntnis

Was wir für die Erfahrung der Welt halten, bestimmt nicht aus sich heraus die Begriffe, mit Hilfe derer die Welt verstanden wird. Was wir für das Wissen über die Welt halten, ist nicht ein Produkt der Induktion oder ein Produkt des Aufstellens und Testens allgemeiner Hypothesen. [...] Die Begriffe und sprachlichen Ausdrücke, mit Hilfe derer die Welt verstanden wird, sind soziale Artefakte, sind Hergestelltes, Konstruiertes, welches aus historisch eingebetteten Interaktionen zwischen Menschen entstanden ist. Der Verstehensprozeß ist aus konstruktivistischer Sichtweise nicht automatisch von Kräften gelenkt und getrieben, die in der Natur liegen, er ist statt dessen das Ergebnis einer aktiven, kooperativen Anstrengung von Personen, die in Beziehung zueinander stehen. [17]

Wir sind durch die Natur der Stimulus-Welt da draußen nicht gezwungen, uns ein bestimmtes Konzept von ihr zu machen; [...] viele Denker, von Kant bis zur Gegenwart, haben eine nativistische Sichtweise (damit ist eine Sichtweise gemeint, die davon ausgeht, daß ein mehr oder minder großer Teil der menschlichen Strukturen und Dispositionen angeboren ist) der Konzeptentstehung bevorzugt. [...] Allerdings liegen in der nativistischen Vorstellung von der Konzeptentstehung immer noch erhebliche Probleme. Zunächst stellt sich einem die Frage, wie das fundamentale Bündel von Konzepten erworben wurde. Wie ist das Grundrepertoire rudimentärer Konzepte ein Teil der menschlichen Natur geworden? Man mag sich bei dieser Frage wünschen, daß man hier auf den Prozeß der natürlichen Auslese zurückgreifen kann, aber dies löst das Problem nicht vollständig. Die Existenz des Konzeptes müßte immer noch der Auslese vorausgehen. Man muß zunächst einmal über ein Konzept verfügen, bevor dieses dann von der natürlichen Auslese besonders bevorzugt werden kann. Auch ist es schwierig, den nativistischen Standpunkt mit dem immensen und ständig weiterwachsenden Wortschatz der Menschen in Einklang zu bringen. Sicher sind die Konzepte wie „Modem, Makroökonomie und Muppet“ nicht genetisch eingebaut. Falls sie das aber nicht sind, wie werden sie erworben? Und ist hierbei nicht irgendeine Art empirischer Erkenntnistheorie erforderlich? [4]

Wenn wir also sehen, daß der nativistische Ansatz kaum mehr als die Existenz einiger weniger rudimentärer Konzepte erklären kann (falls überhaupt), können wir uns leicht vorstellen, warum beinahe alle Theorien der Kategorienbildung und Kategorienentstehung in der gegenwärtigen Psychologie grundsätzlich umweltorientiert sind. [...] Wir sehen, daß Lerntheorien ganz grundsätzlich unangemessen sind, wenn sie mit der Frage nach der Entstehung der Konzepte konfrontiert werden. Im einzelnen scheint es ziemlich plausibel, daß jemand bereits über ein Konzept-Repertoire verfügen muß, bevor Verstärkungen das Konzept korrigieren oder modifizieren können. Wir würden hier also zwei Arten von Konzepten benötigen, eine eher spezifische und eine eher allgemeine Art. Auf der spezifischen Ebene müßte ein Individuum eine Hypothese oder irgendeinen Maßstab haben, wann etwas als Verstärkung gilt. [...] Wo sollen solche Konzept-Hypothesen herkommen? Auf einer eher allgemeinen Ebene setzt das Verstärkungsmodell voraus, daß das Individuum bereits über ein Konzept der Verstärkung verfügt. [4]

Der Prozeß, mit dessen Hilfe ein Individuum seine Umwelt untersucht, bestimmte Konfigurationen wahrnimmt, andere außer Acht läßt, Hypothesen über gemeinsames Auftreten von Ereignissen kreiert usw. bleibt undurchsichtig. Wie die vorhergehende Analyse aber zeigt, ist der Prozeß, mit Hilfe dessen Individuen Kategorien aus der Erfahrung bilden sollen, sehr problematisch. Insbesondere sieht sich der Theoretiker hier vor dem Problem, wie denn Individuen am Anfang dazu kommen, Strukturen, Objekte und Eigenheiten der Welt da draußen zu erkennen. Wie ist es möglich, die Eigenschaften einer Konfiguration zu erkennen, ohne ein vorläufiges Konzept von diesen Eigenschaften zu haben? [...] Konzepte oder mentale Kategorien werden traditionell als Abstraktionen der Wirklichkeit betrachtet. Sie sind also keine eidetischen Abbilder der Welt, sondern Kategorien, in die Ereignisse gemäß be-

stimmter Kriterien eingeordnet werden. Wenn Wissen nun aber in dieser abstrakten Weise gespeichert wird, stellt sich sofort die Frage, wie dieses Wissen in einzelnen Fällen angewandt wird. Wie läßt sich ein System von Abstraktionen verwenden, um konkrete, spezifische Aktionen zu entwickeln? [4]

[...] was wir für Tatsachen sozialer Abweichungen, Selbstmord etc. halten, ist nicht durch sich selbst gegeben; viel mehr bestimmen Vorstrukturierungen, die als Etikettierungen vorhanden sind, und Methoden, Wirklichkeit sozial auszuhandeln, das, was als soziale Abweichung, Selbstmord und dergleichen zählt und gilt. [3]

Ethik

Das Konstrukt (Konzept) der Wahrheit tritt in den Hintergrund, ebenso wie das Konstrukt des Irrtums oder der Falschheit. Dadurch verliert auch das moralische Prinzip an sich seine Wirkung als Druckmittel in Diskussionen oder als rhetorische Waffe. Wenn die Welt eine Vielzahl moralischer Prinzipien anbietet, aus welchem Grunde sollte sich dann irgend jemand für irgendeine moralische Setzung entscheiden, außer, um den äußeren Schein zu wahren oder aus Gründen der Gruppensolidarität? [5]

Anders als der moralische Relativismus der empirischen Tradition betont der Konstruktivismus die Bedeutung der moralischen Dimension für die wissenschaftliche Praxis. In dem Maße, in dem psychologische Theorie und ihre Praxis in das kulturelle Leben eindringen, bestimmte Verhaltensmuster begünstigen und andere zerstören, muß dieses Vorgehen mit Begriffen wie Gut und Böse bewertet werden. PraktikerInnen können gesellschaftlich umstrittene Entscheidungen nicht länger mit „Sachzwängen“ rechtfertigen; sie müssen sich grundsätzlicher mit den pragmatischen Auswirkungen ihrer Entscheidungen für die Gesellschaft insgesamt auseinandersetzen. [17]

Wie kritische TheoretikerInnen zeigen, dienen die meisten sozialen Theorien dazu, repressive soziale Ordnungen aufrechtzuerhalten (in welchen die Wissenschaftler bezeichnenderweise privilegierte Positionen einnehmen). [13]

Bewertende Etikettierungen gehören zu den wirksamsten Einrichtungen der westlichen Kultur. Etikettierungen wie unmoralisch, unfair, ausbeutend, unmenschlich usw. können schwerwiegende soziale Konsequenzen haben. Ernstzunehmende WissenschaftlerInnen können mehr erreichen, wenn sie solche Worte wieder ins Recht setzen, als wenn sie sie aus ihrem Wortschatz entfernen. [...] Die wertmäßigen Implikationen konkurrierender theoretischer Ansätze sollten eine genauso wichtige Rolle spielen, wie sie früher den vermeintlichen Fakten und Sachzwängen zugeschrieben wurden. Die Art und Weise, wie kritische TheoretikerInnen und FeministInnen die moralischen Implikationen von Forschungsergebnissen analysieren, sollte Teil der Standardanalyse einer theoretischen Position werden. [13]

Letztlich liegt die Konstruktion der Wirklichkeit in der Verantwortung des kommunalen Systems. Alle Angehörigen des kommunalen Systems haben das Potential, die Ausstattung der Wirklichkeit zu bereichern. In letzter Konsequenz sind wir aber gezwungen, auf uns selbst zu bauen; wir sind mit uns allein – es existiert keine Stimme Gottes, es gibt kein letztes Gericht und keine unwiderruflichen Wahrheiten, die uns die Verantwortung für unsere eigenen Weltentwürfe abnehmen und uns vor ihren Konsequenzen schützen. Mit der Erkenntnis, daß die Wahrheit und die Wirklichkeit immer ein kommunaler Konsens sind, haben wir vielleicht die Möglichkeit, die Gefahr gegenseitiger Vernichtung aufzuheben und Gemeinsamkeiten zu erreichen. [13]

Soziale Gebundenheit/kommunales System

Die Begriffe und sprachlichen Ausdrücke, mit Hilfe derer die Welt verstanden wird, sind soziale Artefakte, sind Hergestelltes, Konstruiertes, welches aus historisch eingebetteten Interaktionen zwischen Menschen entstanden ist. Der Verstehensprozeß ist aus konstruktionistischer Sichtweise nicht automatisch von Kräften gelenkt und getrieben, die in der Natur liegen, er ist statt dessen das Ergebnis eines aktiven, kooperativen Unternehmens von Personen, die in Beziehung zueinander stehen. [17]

Forschung dieser Art geht von der Annahme aus, daß sich Vermutungen und Annahmen über die Welt (einschließlich der sich in ihr befindlichen Personen) ganz grundsätzlich eben nicht auf induktivem Wege, von den Beobachtungen her, aufstellen lassen. Stattdessen spiegeln solche Vermutungen zu einem

großen Teil historisch eingebettete und zum momentanen Zeitgeist passende Verstehensgewohnheiten wieder. Wahrheit oder Falschheit, Rationalität oder Absurdität, Wirklichkeit oder Rätselhaftigkeit dieser Annahmen über die Welt werden sozial und kommunal bestimmt. [11]

Nicht länger steht das Individuum im Zentrum der „Wissens“produktion, sondern die soziale Gruppe. Der individuelle Akt des Benennens ist lediglich ein Nebenprodukt des sozialen Austausches. Die soziale Gruppe, das kommunale System, stellt das Vokabular bereit, zusammen mit den Regeln für seinen richtigen Gebrauch. [21]

Die Möglichkeiten, die wir haben, uns verständlich zu machen, begrenzen unsere Existenz ganz entscheidend. [5]

So leben wir zu einem wesentlichen Teil durch und mit Geschichten: unser Selbst erzählt von sich Geschichten und stellt sich in Geschichten her. [...] Dabei sind diese Erzählungen natürlich nicht im ureigentlichen und unmittelbaren Besitz des Individuums selbst, sondern eher im Besitz der sozialen Gemeinschaft; sie sind Produkte sozialer Austauschprozesse. [...] Wir können nicht Geschichten erzählen, die die Regeln angemessener Erzählungen verletzen, falls wir nicht wünschen, daß uns niemand mehr versteht. [...] Es wird oft argumentiert, daß es nur eine begrenzte Auswahl grundsätzlich möglicher Muster gibt, die sich dann in den erzählten Geschichten manifestiert. In dem Ausmaß, in dem Personen ihr Leben in diesen Grundmustern interpretieren, begrenzen sie das Spektrum der Lebensgeschichten, die überhaupt erzählt und gespielt werden können. [...] Es ist plausibel, zu sagen, daß Handelnde nur Sprachrohr der jeweiligen Kultur sind und gebraucht werden, damit die Kultur sich selbst reproduziert. [23]

Individuelle Beschreibungen und Charakterisierungen der eigenen Person ergeben sich nicht aus den Erfahrungen, die jemand mit seinem Verstand, seinem Geist selbst macht, sondern aus den kulturell definierten Konventionen der Verständigung und des Verstehbaren. Die Sprache des Sich-Selbst-Verstehens hat sich nicht aus dem spezifischen Charakter des individuellen Selbst entwickelt, sondern aus Metaphern, bildlichen Ausdrücken, Sprachfiguren und anderen Konventionen des kommunalen Diskurses. [8]

Zum Beispiel werden Gefühls-Sprachfiguren innerhalb vieler ozeanischer Kulturen (etwa auf Samoa, bei den Pintupi Aborigines und den Ifaluk) nicht als Ausdruck innerer Zustände verwendet, sondern als Aussage über die Beziehung zwischen einer Person und einem Ereignis (oder einer anderen Person). [8]

Wenn wir uns die geringe Zahl an Möglichkeiten betrachten, die die derzeitige Sprache zur Beschreibung oder Charakterisierung innerer Zustände bietet, sehen wir uns mit der Möglichkeit konfrontiert, daß die Sprache, die über innere Zustände berichten soll, weniger ein Spiegel der inneren Zustände selbst ist, sondern eher ein Produkt breiterer kultureller Begriffssysteme. Begriffe, die über innere Zustände etwas mitteilen sollen, erscheinen eher als Ableitungen aus kulturellen Konventionen der Verstehbarkeit, denn als Ausdruck eines eigenständig existierenden psychischen Reiches. [9]

Wir können nichts über die Natur von Geist, Seele und Verstand sagen, was jenseits der vernünftigen Behauptungen liegt, die wir bereits teilen. Andernfalls würde es einfach keinen Sinn ergeben. [2]

[...] die mentale Welt wird in einem bedeutenden Ausmaß dadurch elaboriert, daß verschiedene Interessengruppen innerhalb der Kultur versuchen, ihre Betrachtungsweise der Welt zu sichern oder zu rechtfertigen. [...] Der Diskurs in der Psychologie war zu oft darauf bedacht, die eigene Profession zu stabilisieren. [...] Falls die eigenen sprachlichen Konstruktionen über die Welt weit verbreitet sind und vorherrschen, kann das substantielle Ergebnisse haben. Werden die eigenen sprachlichen Konstruktionen über die Welt von anderen nicht verstanden, spielt man/frau nur eine kleine Rolle in dem ausgetüftelten System täglicher Aktivitäten, aus denen gemeinhin so etwas wie Sinn des eigenen Lebens und Befriedigung über das tägliche Lebensgeschäft gezogen werden. [22]

Bedeutung und Einfluß von Psychologie und Psychiatrie ergeben sich nicht aus der angeblichen Wahrheit ihrer Behauptungen, sondern eher aus der Art der Portraits, die sie der Kultur zur Verfügung stellen. [5]

Fragen wir uns zunächst, ob die überlieferten folkloristischen Modelle von Geist und Seele innerhalb einer Kultur notwendigerweise die Schlußfolgerungen bestimmen oder einschränken, die innerhalb der Psychologie z. B. erreicht werden können. Wie kann sich eine Psychologin aus dem, was in einer Kultur verstanden wird, herausbegeben und dennoch weiterhin Sinn herstellen? [...] Die Beantwortung dieser Frage ist von ganz besonderem Interesse, da sie die möglichen Beschränkungen psychologischer Forschung umreißt. Falls es möglich ist, die Behauptungen oder Annahmen herauszuarbeiten, auf denen der Diskurs über Personen basiert, steht uns etwas ganz grundlegendes zur Verfügung: Wir können dann verstehen, was psychologische Theorien überhaupt an Verstehbarem, Nachvollziehbarem und Mitteilbarem aussagen können und müssen. Dominieren irgendwelche „Theorien“ oder werden sie über die Zeit hinweg beibehalten, hat das grundsätzlich nichts mit der empirischen Validität der in Frage kommenden Perspektive zu tun, sondern nur mit den allfälligen Wechselfällen sozialer Prozesse (z. B. Kommunikation, Aushandlung, Konflikt, Sprache). [17]

Sprachliche Strukturen schränken unseren Geist ein, nicht aber geistige Begrenzungen unsere Sprache. Diese Grenzen in der Sprache lassen sich dann bis in die jeweilige soziale Ordnung zurückverfolgen. FOUCAULT (1966) etwa behauptet, daß unser Verständnis von Natur, sozialem Leben und Wissen begrenzt ist durch bestimmte pervasive, kulturspezifische Episteme – oder Bedingungen der Wissensproduktion. Diese Bedingungen sind eng verknüpft mit den verschiedenen Formen sozialen Handelns einschließlich der Machtverhältnisse. [3]

Die romantischen und modernistischen Perioden haben uns ein sprachliches Erbe hinterlassen, welches von größter Bedeutung für unser tägliches Leben ist. Ohne Kenntnis des romantischen Diskurses über das eigene Ich könnten wir kaum von tiefer und ewiger Liebe, von verbindlicher Bindung und zärtlicher Sorge um die andere Person sprechen. Auch würde uns dieser überhöhte moralische Wert, der ja etwas ist, was außerhalb der beobachtbaren Welt liegt, ziemlich verdächtig vorkommen. Und ohne die Kenntnis des modernistischen Diskurses über das eigene Ich würden wir kaum darüber sprechen, daß Leute authentisch, echt zuverlässig, berechenbar und stabil sind. Wenn wir diese Worte entfernen, auf sie verzichten, werden die Beziehungen gefährdet, in denen diese Worte eine wichtige Rolle spielen. (Eine Beziehung kann nicht „tief“ sein, wenn es keine Vorstellung davon gibt, daß Menschen so etwas wie Tiefe haben; eine Liebesaffäre würde keine Liebesaffäre mehr sein, wenn der Begriff Liebe aufgegeben würde.) [5]

Einer wachsenden Zahl von sozialen Situationen ausgesetzt, wird das Individuum fortschreitend „popularisiert“ und „kommunalisiert“; das Individuum wird immer mehr zu einem heterogenen Flickenteppich von Möglichkeiten, wobei jede einzelne eine oder mehrere der Sozialbeziehungen repräsentiert, mit denen das Individuum etwas zu tun hatte. [5]

Die postmoderne Persönlichkeit ist ein Artefakt sozialer Konstruktion: Sie ist eher das, was Leute, die eigene Person eingeschlossen, eben so glauben und nicht das, was tatsächlich existiert. [7]

Historizität

Sozialkonstruktivistische Forschung versucht zu artikulieren, welche allgemein üblichen Formen des Verstehens es heute gibt, welche es in früheren geschichtlichen Perioden gegeben hat und welche es geben könnte, falls die kreative Aufmerksamkeit entsprechend darauf gelenkt würde. [17]

Forschung dieser Art geht von der Annahme aus, daß sich Vermutungen und Annahmen über die Welt (einschließlich der sich in ihr befindlichen Personen) ganz grundsätzlich eben nicht auf induktivem Wege, von den Beobachtungen her, aufstellen lassen. Stattdessen spiegeln solche Vermutungen zu einem großen Teil historisch eingebettete und zum momentanen Zeitgeist passende Verstehensgewohnheiten wieder. Wahrheit oder Falschheit, Rationalität oder Absurdität, Wirklichkeit oder Rätselhaftigkeit dieser Annahmen über die Welt werden sozial und kommunal bestimmt. [11]

Die soziale Konstruktion des Individuums und seiner Beziehungen hat im Laufe der Zeit einen erheblichen Wandel durchgemacht. Jeweils in bestimmten Zeiten galt Kindheit nicht als eine spezielle Entwicklungsphase, schmückte man sich nicht mit romantischer und mütterlicher Liebe und wurde das Selbst nicht als etwas isoliertes und autonomes angesehen. [17]

Sowohl in Psychologie als auch Anthropologie liefern uns konstruktivistische Analysen weitere Einsichten, indem sie erforschen, wie das Selbst, die Anderen und die Welt in verschiedenen Zeiten und Kulturen unterschiedlich verstanden werden. Unsere Gedanken über die Fähigkeiten des Kindes und die Persönlichkeit des Erwachsenen, unsere Vorstellungen über die Natur von Emotionen und über die Möglichkeit einer sozialen Gemeinschaft werden thematisiert als geschichtlich eingebettete Konstruktionen, die für eine Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt einen gewissen funktionalen Wert haben. [3]

Die romantischen und modernistischen Perioden haben uns ein sprachliches Erbe hinterlassen, welches von größter Bedeutung für unser tägliches Leben ist. Ohne Kenntnis des romantischen Diskurses über das eigene Ich könnten wir kaum von tiefer und ewiger Liebe, von verbindlicher Bindung und zärtlicher Sorge um die andere Person sprechen. Auch würde uns dieser überhöhte moralische Wert, der ja etwas ist, was außerhalb der beobachtbaren Welt liegt, ziemlich verdächtig vorkommen. Und ohne die Kenntnis des modernistischen Diskurses über das eigene Ich würden wir kaum darüber sprechen, daß Leute authentisch, echt zuverlässig, berechenbar und stabil sind. Wenn wir diese Worte entfernen, auf sie verzichten, werden die Beziehungen gefährdet, in denen diese Worte eine wichtige Rolle spielen. (Eine Beziehung kann nicht „tief“ sein, wenn es keine Vorstellung davon gibt, daß Menschen so etwas wie Tiefe haben; eine Liebesaffäre würde keine Liebesaffäre mehr sein, wenn der Begriff Liebe aufgegeben würde.) [5]

Im Zeitalter der Moderne konnten wir kongenial die reife Persönlichkeit als ein wohlgeformtes Produkt ansehen, als eine unabhängige Entität, deren Charakterzüge Zeiten und Umstände überdauern. Im Gegensatz dazu hat das von den Umständen unabhängige Individuum qua Individuum im postmodernen Denken aufgehört zu existieren. Wenn Individuen Konstruktionen von Beziehungen sind, dann hat die Beziehung Vorrang vor dem Individuum. Individuen sind nur Artefakte der grundlegenden Einheit „Beziehung“. [5]

Die kulturellen Skripte für heterosexuelle Beziehungen, wie sie von verschiedenen Sozialwissenschaftlern vor gerade 20 Jahren beschrieben wurden, haben heute nur noch geringen Einfluß auf die jungen Männer und Frauen. Wenn z.B. das Individuum erst einmal die freigeistige Sinnlichkeit der Sechziger zusammen mit dem Romantizismus des 19. Jahrhunderts und dem nüchternen Realismus der Moderne in sich aufgenommen hat, dann stehen ihm jederzeit die verschiedensten Verhaltensmöglichkeiten zur Verfügung – vom spontanem Sex über die Suche nach der Seele bis hin zu einer „Betrachtung der Dinge wie sie sind“. Und solche Verhaltensweisen innerhalb einer Beziehung können noch weiter unterbrochen werden durch Anflüge von östlicher Askese, Roger'scher Empathie, Erhart'scher Autonomie und/oder dem Ausprobieren androgyner Geschlechtsrollen. [5]

D.h.: Obwohl es sich bei dem Bild vom wahren und (er)kennbaren Selbst um einen kulturellen Mythos unserer Zeit handelt, verleihen z.B. Testverfahren diesem Mythos eine ungerechtfertigte Glaubwürdigkeit, indem sie seine Sprache zur Definition ihrer Operationen benutzen und mittels dieser Operationen Vorhersagen machen. Der Mythos wird „realisiert“ (oder wahr gemacht) durch die Technologie, die er hervorgebracht hat. [5]

Interaktion

Das Wohlbefinden des Individuums ist untrennbar verwoben mit dem Netz sozialer Beziehungen, in dem es lebt. Der Charakter einer Beziehung wiederum hängt ab von der Art und Weise, in der die Beteiligten ihre Handlungen aufeinander abstimmen. In der Tat beruhen die unterschiedlichen Formen zwischenmenschlicher Beziehungen auf gegenseitiger Handlungskoordination. Sobald diese Koordination zunehmend realisiert wird, kann man von der Bildung eines relationalen Kerns sprechen. Ein relationaler Kern kann als ein sich selbst stabilisierendes System von koordinierten Handlungen gesehen werden, an dem zwei oder mehr Personen beteiligt sind. [...] Daher ist es geeigneter, die traditionelle Sichtweise des Individuums als Einzelperson aufzugeben zugunsten der Vorstellung vom Individuum als einem Schnittpunkt einer Reihe von Beziehungseinheiten. Oder anders ausgedrückt: Jede/jeder von uns trägt ein Spektrum von Beziehungsmustern mit sich, an denen sie/er teilhat. Immer

wenn zwei von uns zusammentreffen, ist das ein Treffpunkt von multiplen Systemen der Beziehungen, von denen wir ein Teil sind. Die Plattform koordinierter Handlungen und Anstrengungen zweier beliebiger Personen wird also stark bestimmt durch diese multiplen Bezugsnetze. Da jedes Individuum der gemeinsame Schnittpunkt einer Vielzahl von Beziehungskernen ist, stehen alle Beteiligten vor der Aufgabe, Multiplizitäten zu koordinieren. [18]

Wenn Individuen Beziehungskonstruktionen sind, rückt die Beziehung mehr in den Vordergrund als das Individuum selbst. Individuen sind nur Artefakte der eher basalen Einheit der Beziehung. In diesem Sinne begreifen wir die personelle Identität nicht als Eigenschaft an sich oder als persönlichen Besitz, über den „ich“ verfüge und der mich befähigt, etwas auf „meine Art und Weise“ zu tun. Vielmehr wird personale Identität rekonzeptualisiert als Schnittpunkt einer Vielzahl von Beziehungen. [7]

Insbesondere können wir Kommunikation als einen Prozeß gegenseitiger Handlungskoordination begreifen – in diesem Fall verbaler Handlungen. Das bedeutet, daß meine Worte nur in dem Maße Sinn machen, in dem sie sich schon bestehenden Kommunikationsmustern annähern. Ein Extrembeispiel dafür sind die Fremdsprachen. Die Verständigung mit einer Fremden mißlingt nicht deshalb, weil wir ihren mentalen Zustand nicht verstehen können, sondern weil ihre Sprechgeräusche nicht zu demselben Grundmuster passen, in das unsere Sprache eingebettet ist. Es gibt keine direkten Übersetzungen fremder Worte, weil die Bedeutung eines jeden Wortes dadurch festgelegt wird, wie es wieder und wieder in bestimmten Kontexten benutzt wird. In unserem Sprachraum wird die Frage nach der Bedeutung einer Äußerung („Was meinst du mit dieser Äußerung?“) nicht darauf abzielen, etwas über den kortikalen Zustand der Sprecherin zu erfahren, vielmehr ist sie ein Signal, daß ein zusätzlicher Diskurs folgen soll, um die kontextuale Bedeutung des Wortes zu klären. [13]

Wir sollten von der Annahme ausgehen, daß menschliche Handlungen das sind, was sie sind und jedenfalls keine verschwurbelten Indikatoren für ein tief verborgenes ontologisches Reich. Wenn wir uns darauf einigen können, daß die Worte eines anderen bedeutende Konsequenzen für unsere Handlungen haben, dann können wir zu einem komplexeren Modell von Interdependenz kommen. Jede meiner Handlungen ist nicht nur eine Antwort auf deine, sondern gleichzeitig eine Handlung, auf die du reagieren wirst. In diesem Sinn ist mein Verhalten weder Stimulus noch Response, sondern eine Einheit in unserem ausgedehnten Beziehungsgeflecht, an dem wir beide teilhaben. [...] Also liegt die Bedeutung eines Wortes nicht in der dahinterstehenden Intention und sie liegt auch nicht irgendwo im Unbewußten verborgen. Vielmehr wird die Bedeutung von Worten, Gesten und Handlungen innerhalb eines sich entwickelnden Beziehungskontextes hergestellt. [...] In der Tat sind individuelle Charaktereigenschaften, also das, was wir üblicherweise mit Aggression, Mutwilligkeit, Altruismus und dergleichen bezeichnen, eher aufzufassen als Produkte einer gemeinsamen Konfiguration. [...] Wenn zwei Personen erfolgreich ihre Handlungen koordinieren, um eine Romanze, eine Unterhaltung oder eine Abschiedszeremonie zu Wege zu bringen, dann kann man von Verständigung reden. Verständigung liegt nicht in mir oder dir, sondern wir stellen sie gemeinsam in unserer Form der Beziehung her. [2]

Eine Umarmung ist weder wahr noch falsch, aber manchmal ist sie lebenswichtig für den Erhalt einer Beziehung. [5]

Die Kenntnis der Gefühle ist nicht das Ergebnis von Ausflügen in innerste Tiefen, sondern eine interaktionale Leistung. [13]

So betrachtet ist Wissen kein statisches, kontextloses „Wissen, daß“, sondern die aktive Beteiligung an sich entfaltenden Mustern von Beziehungen – von denen Sprache nur ein Teil ist. [...] Wir, die wir hier sind, produzieren gemeinsam die Bedeutsamkeit dessen, was ich sage. Dasselbe kann von Naturwissenschaften und Technik gesagt werden. Die wechselseitige Koordination von Materialien, wissenschaftlichen Aktivitäten und sozialer Zustimmung läßt das entstehen, was wir technischen Fortschritt nennen. [...] Technologie ist im Wesentlichen nicht das Ergebnis von Theorien, sondern von koordiniertem Handeln. Aus der Perspektive sozialer Pragmatik ist das, was wir Wissen nennen, abgeleitet aus Formen von Beziehungen. [3]

Nützlichkeit/Viabilität

[...] die Art und Weise, in der die Nützlichkeit der Sprache Handlungen ermöglicht und begünstigt, läßt darauf schließen, daß linguistische Pragmatik der vielversprechendste Weg ist, um das Problem von Sprache und Wirklichkeit zu lösen. Damit ist gemeint, daß wir im Gebrauch der Sprache mehr sehen als nur ihre Lenkung durch die Regeln der Sprachspiele selbst, wir können sie als in erweiterte Handlungsmuster eingebettet betrachten („Lebensformen“ im Sinne WITTGENSTEINS). So wie solche allgemeineren Muster bekannt werden und sich in einer (Sub-)Kultur stabilisieren, werden linguistische Einheiten als antizipatorische Signale notwendig, um ein komplexeres Handlungsmuster erfolgreich zu Ende zu führen. [...] Wenn wir diese pragmatische Orientierung einnehmen, können wir den Standpunkt beibehalten, daß Theorien über die Welt keine ontologischen Pläne oder Landkarten sind; die Wissenschaften (und verwandte Disziplinen) liefern uns keine „wahren“ Bilder der Realität. Das Problem ist, wenn die pragmatischen Ganzheiten der Sprache sich innerhalb dessen als nützlich erweisen, was als erfolgreiche Sequenz gesehen wird (z.B. Starten einer Rakete, Schreiben eines machtvollen Buches, Heilen einer Krankheit), werden sie von mystischer Macht erfüllt. Sie werden durchdrungen von der Heiligkeit der „Wahrheit“. [3]

[...] es ist eine aus der praktischen Nützlichkeit heraus geborene Validität. Obwohl Worte keine abbildende Funktion haben, sie keine Inhalte transportieren, sind sie in momentan ablaufende relationale Praktiken eingebettet, sie können entscheidend sein für den Erfolg dieser Praktiken. [18]

Wenn die eigenen linguistischen Konstruktionen der Welt sich durchsetzen, können die Ergebnisse bedeutsam sein. Werden unsere Wirklichkeitskonstruktionen nicht verstanden, bedeutet das, daß wir nur eine geringe Rolle spielen in dem System aufeinander abgestimmter alltäglicher Aktivitäten, aus denen wir normalerweise unsere Lebenszufriedenheit ziehen. [22]

Bedeutung und Einfluß von Psychologie und Psychiatrie ergeben sich nicht aus der angeblichen Wahrheit ihrer Behauptungen, sondern eher aus der Art der Portraits, die sie der Kultur zur Verfügung stellen. [5]

Zukunft der Wissenschaft

[...] die stärksten Zwänge hinsichtlich dessen, was über mentale Ereignisse gesagt werden kann, sind sprachlichen Charakters. Was über Denken, Emotionen, Motivation und dergleichen gesagt werden kann, hängt wesentlich von den vorhandenen sprachlichen Konventionen ab. Dies konfrontiert die TheoretikerInnen der Psychologie mit einem besonderen Problem. Wenn sie über die bestehenden Konventionen hinausgehen müssen, um irgendwas von besonderem Interesse zu sagen, müssen sie die herrschenden Sprachmuster verändern. Aus der derzeitigen Perspektive gesehen benötigt diese Veränderung den Gebrauch von Metaphern: den Einbau von Sprachmustern aus alternativen Kontexten. [12]

Wir können von der Anfangsphase der Negation als der kritischen Phase des Paradigmenwechsels sprechen. [...] Das heißt, wenn SprachkritikerInnen die Instrumente demaskieren, die WissenschaftlerInnen verwenden, um etwas einen Anstrich von Wirklichkeit zu geben, wird damit die Einladung der Wissenschaftlerin oder des Wissenschaftlers an den/die sprachkritische LeserIn ausgeschlagen, ihr oder ihm im Rahmen eines gegebenen Paradigmas zu folgen. [...] Diese kritische Phase ist als eine bedeutsame Vorstufe zu verstehen. Sie ist vorbereitend für eine zweite Phase, die als generative bezeichnet werden kann. In dieser Phase werden die diskursiven Implikationen der Kritik in zunehmender Weise herausgearbeitet. Sobald diese Ausarbeitung beginnt, eine alternative Ontologie (theoretisch, metatheoretisch, methodologisch und evaluativ) und damit verbundene Praktiken zu etablieren, kann sie auch als alternative Basis einer sozialen Kraft dienen. [...] Mit jeder neuen Ontologie werden neue „Tatsachen“ und „Ereignisse“ kreiert, die damit automatisch zu wissenschaftlichen Exkursen führen. [...] Insbesondere dann, wenn verschiedene Diskursformen als praktikable Muster gesehen werden, [...] dienen Transformationen im Paradigma der Erweiterung des Bereiches praktikabler Werkzeuge, die für die Kultur verfügbar sind. Mit jedem neuen Paradigma werden die symbolischen Möglichkeiten der Bewältigung des Alltags erweitert. Neue Wege, alte Probleme zu lösen, können erarbeitet, neue

Alternativen für Handlungen entwickelt und neue Formen des menschlichen Ausdrucks ermöglicht werden. [3]

Mit fortgesetzter Verbreitung alternativer Konzeptionen über die Welt, und einem Erfahren der Welt durch diese alternativen Konzeptionen ist es kaum möglich, einer einzigen Sichtweise verhaftet zu bleiben. [7]

[...] ein voll entwickelter Konstruktivismus könnte ein Mittel zum Verständnis des Fortschritts der Wissenschaft liefern und die Entwicklung alternativer Kriterien für die Bewertung psychologischer Untersuchungen fördern. [17]

Die wertmäßigen Implikationen konkurrierender theoretischer Ansätze sollten eine genauso wichtige Rolle spielen, wie sie früher den vermeintlichen Fakten und Sachzwängen zugeschrieben wurden. Die Art und Weise, wie kritische TheoretikerInnen und FeministInnen die moralischen Implikationen von Forschungsergebnissen analysieren, sollte Teil der Standardanalyse einer theoretischen Position werden. [13]

Neue theoretische Werkzeuge werden benötigt – Konzepte, die zwischen den problematischen Erklärungsdomänen der Psychologie und der Soziologie liegen. Die Funktionen der Sprache, sowohl als Referenzsystem als auch als Form sozialer Teilnahme, müssen erarbeitet werden. Die sozialen Dimensionen der Naturwissenschaften, Sozialwissenschaften und der Philosophie müssen herausgearbeitet werden. Die Grenzen (sofern vorhanden) zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft müssen sorgfältig untersucht werden. Das Ausmaß, in dem wissenschaftliche Ansätze (wenn überhaupt) durch Beobachtung modifiziert oder korrigiert werden können, muß erfaßt werden. Daraus wird sich eine große Anzahl anspruchsvoller Probleme ergeben, die im Grunde konzeptueller, weniger empirischer Art sind. Für derartige Arbeiten sind Dialoge zwischen PsychologInnen und gleichgesinnten KollegInnen der Soziologie, Anthropologie, Geschichte, Philosophie und Literaturwissenschaften notwendig. [17]

Zur Zeit versuchen eine Reihe von SozialwissenschaftlerInnen eine dialogische Forschungsmethode zu entwickeln – Praktiken, in denen ForscherInnen und TeilnehmerInnen in einem fortlaufenden Austausch engagiert sind und nach Anreicherung der konzeptuellen Ressourcen aller Beteiligten Ausschau halten. Wir hoffen, daß eine derartige Forschung eine emanzipatorische Funktion übernehmen kann. Sie sollte die TeilnehmerInnen befähigen, die konventionalisierten Realitäten zu durchbrechen und sie in alternativen Kontexten zu betrachten. Der Forschungsprozeß zielt ab auf eine Vergrößerung der Auswahlmöglichkeiten für alle Beteiligten. [13]

Methoden der Wirklichkeitsprüfung

Was ist über den riesigen Bereich dessen, was gewöhnlich in den Sozialwissenschaften als „reine Forschung“ bezeichnet wird, wie es Laborexperimente, multiple Regressionsanalysen, Längsschnittuntersuchungen, Querschnittuntersuchungen, Kohortenanalysen und dergleichen sind, zu sagen? Haben sie einen bleibenden Wert und damit eine Daseinsberechtigung? In einem gewissen Umfang ja, aber nicht aus den üblicherweise vorgetragenen Gründen. Aus konstruktivistischer Perspektive ist es irreführend, davon auszugehen, daß eine solche Untersuchung in irgendeiner wichtigen Weise mit dem Wahrheitswert irgendeiner Hypothese in Zusammenhang steht. Von Daten zu sprechen heißt, die Welt in einer speziellen Weise zu konstruieren; alle Daten sind theoretisch gesättigt und endlos anfechtbar. Jedoch bedeutet dies nicht, daß eine solche Untersuchung sich gänzlich erübrigt. Es ist angemessener, eine solche Arbeit als rhetorische Unterstützung der eigenen Theorie zu betrachten, denn als empirische Rechtfertigung. Daten sind wie Gemälde oder Photographien; sie helfen, die eigenen theoretischen Begründungen zu illustrieren oder lebendig zu machen, wodurch sie zwingender werden können. [13]

Dies soll nicht implizieren, daß der Konstruktivismus Forschungsmethoden scheut. Ob das Verhalten von Organismen nachvollziehbar dargestellt wird oder ob die bestehenden Formen der Verständigung entmystifiziert werden, Untersuchungsmethoden können dazu verwendet werden, „Objektivierungen“ oder Illustrationen zu produzieren, die nützlich sind, die pragmatischen Konsequenzen der eigenen Arbeit zu fördern. In diesem Sinn scheint es, daß praktisch jede Methodik angewendet werden kann,

solange sie die Analytikerin befähigt, ein zwingenderes Argument (für die Gültigkeit der eigenen Theorie) zu entwickeln. Während manchen Methoden der Zauber großer Stichproben anhaftet, können andere wegen ihrer Reinheit, ihrer Sensitivität für Nuancen oder ihrer Fähigkeit, in die Tiefe zu gehen, anziehend wirken. Solche Vorzüge vergrößern dabei nicht die „objektive Validität“ der resultierenden Konstruktionen. Wenn sie jedoch, wie lebendig wirkende Photographien oder packende, aus dem Leben gegriffene Skizzen, geschickt verarbeitet sind, vermögen sie der Schreibfeder eine vitale Kraft zu verleihen. [17]

Zur Zeit versuchen eine Reihe von SozialwissenschaftlerInnen eine dialogische Forschungsmethode zu entwickeln – Praktiken, in denen ForscherInnen und TeilnehmerInnen in einem fortlaufenden Austausch engagiert sind und nach Anreicherung der konzeptuellen Ressourcen aller Beteiligten Ausschau halten. Wir hoffen, daß eine derartige Forschung eine emanzipatorische Funktion übernehmen kann. Sie sollte die TeilnehmerInnen befähigen, die konventionalisierten Realitäten zu durchbrechen und sie in alternativen Kontexten zu betrachten. Der Forschungsprozeß zielt ab auf eine Vergrößerung der Auswahlmöglichkeiten für alle Beteiligten. [13]

Die hierbei implizierte Ontologie ist eine monistische (weil kein „geistiger Prozeß“ angenommen wird). Das Erklärungsinteresse bezieht sich auf Prozesse sozialen Austausches, von denen Urteile über Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wissen ausgehen. Die Last der Erklärung könnte wahrscheinlich von Ausdrücken getragen werden, die sich auf Aspekte sozialer Prozesse beziehen (z. B. Aushandeln, Macht, Kollusion). [11]

Literatur

- AUSTIN, J. L. (1962): *How to do things with words*. – Cambridge : Harvard Univ. Pr.
- BERGER, P. L. ; LUCKMANN, T. (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit : Eine Theorie der Wissenssoziologie*. – Frankfurt am Main : Fischer
- DELL, P. F. (1986): *Klinische Erkenntnis : Zu den Grundlagen systemischer Therapie*. – Dortmund : Modernes Leben
- FEYERABEND, P. (1977): *Wider den Methodenzwang : Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp
- FEYERABEND, P. (1981): *Erkenntnis für freie Menschen*. – veränd. Ausg. – Frankfurt am Main : Suhrkamp
- FOERSTER, H. von (1985): *Das Konstruieren einer Wirklichkeit*. – In: WATZLAWICK, P. (1985): a. a. O. – S. 39–60
- FOERSTER, H. von (1985): *Sicht und Einsicht : Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*. – Braunschweig ; Wiesbaden : Vieweg.
- FOERSTER, H. von (1987): *Erkenntnistheorien und Selbstorganisation*. – In: SCHMIDT, S. J. (1987): a. a. O. – S. 256–286
- FOUCAULT, M. (1966): *Les mots et les choses*. – Paris : Gallimard
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Beyond Interpretation*. – Unveröff. Ms. [2]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *The Checkmate of Rhetoric (But Can Our Reasons Become Causes?)*. – Unveröff. Ms. [3]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Constructed Selves : A Study of Post-Modern Being*. – Unveröff. Ms. [5]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *The Emergence of the Post-Modern Self*. – Unveröff. Ms. [7]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Knowledge and Social Process*. – Unveröff. Ms. [11]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Metaphors of the Social World*. – Unveröff. Ms. [12]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Post-Modern Psychology and the Rhetoric of Reality*. – Unveröff. Ms. [14]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Social Understanding and the Inscription of Self*. – Erscheint in: STIGLER, J. ; HERDT, G. (Eds.): *Fundamental Issues in Culture and Human Development*. – Chicago : Univ. Pr. [18]
- GERGEN, K. J. (o. J.): *Warranting Voice and the Elaboration of the Self*. – Unveröff. Ms. [22]
- GERGEN, K. J. (1982): *Toward Transformation in Social Knowledge*. – New York [u. a.] : Springer
- GERGEN, K. J. (1984): *Cognition : The Mysterious Sub-Text*. – In: Proceedings of the 1984 International Congress of Psychology. – Acapulco, Mexiko [4]
- GERGEN, K. J. (1984): *Aggression as Discourse*. – In: MUMMENDEY, A. (Ed.): *Social Psychology of Aggression*. – New York [u. a.] : Springer. – S. 51–68 [1]
- GERGEN, K. J. (1985): *The Social Constructionist Movement in Modern Psychology*. – In: *American Psychologist*, 40 (3): 266–275 [17]
- GERGEN, K. J. (1985): *The Ethnopsychology of Self-Deception*. – In: MARTIN, M. W. (Ed.): *Self-Deception and Self-Understanding*. – Kansas : Univ. Pr. – S. 228–243 [8]
- GERGEN, K. J. (1986): *On the Social Construction of Knowledge*. – In: Inaugural Conference of the Center for Advanced Studies in Humanist Social Science. – Kitchener-Waterloo, Canada (May 1986) [13]

- GERGEN, K. J. (1986): *Correspondence versus Autonomy in the Language of Understanding Human Action*. – In: FISKE, D. ; SHWEDER, R. (Eds.): *Metatheory in Social Science*. – Chicago : Univ. Pr. [6]
- GERGEN, K. J. (1987): *Toward Self as Relationship*. – In: YARDLEY, K. ; HONESS, T. (Eds.): *Self and Identity: Psychosocial Perspectives*. – New York : Wiley [21]
- GERGEN, K. J. (1988): *If Persons Are Texts*. – In: MESSER, S. B. ; SASS, L. A. ; WOOLFOLK, R. L. (Eds.): *Hermeneutics and Psychological Theory*. – New Brunswick ; New Jersey : Rutgers Univ. Pr. – S. 28–51 [9]
- GERGEN, K. J. ; DAVIS, K. E. (Eds.) (1985): *The Social Construction of the Person*. – New York [u. a.] : Springer
- GERGEN, K. J. ; GERGEN, M. M. (1988): *Narrative and the Self as Relationship*. – In: *Advances in Experimental Social Psychology* 21. – S. 17–56 [23]
- KNORR-CETINA, K. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis : Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp
- MATURANA, H. R. (1982): *Erkennen : Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit / Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*. – Braunschweig ; Wiesbaden : Vieweg
- MATURANA, H. R. (1987): *Biologie der Sozialität*. – In: SCHMIDT, S. J. (1987): a. a. O. – S. 256–286
- MATURANA, H. R. ; VARELA, F. J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis : Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. – Bern [u. a.] : Scherz
- MAUTHNER, F. (1982): *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. – Unveränderter Neudruck der 2. Auflage von 1906. – 3 Bände. – 1 *Zur Sprache und zur Psychologie*. – 2 *Zur Sprachwissenschaft*. – 3 *Zur Grammatik und Logik*. – Frankfurt am Main [u. a.] : Ullstein
- MAUTHNER, F. (1980): *Wörterbuch der Philosophie : Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. – der Nachdr. folgt der Erstausg. von 1910/1911. – 2 Bände. – Zürich : Diogenes
- ROTH, G. (1987): *Erkenntnis und Realität : Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit*. – In: SCHMIDT, S. J. (1987): a. a. O. – S. 256–286
- ROTH, G. (1987): *Autopoiese und Kognition : Die Theorie H. R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung*. – In: SCHMIDT, S. J. (1987): a. a. O. – S. 256–286
- RUSCH, G. (1987): *Autopoiese, Literatur, Wissenschaft : Was die Kognitionstheorie für die Literaturwissenschaft besagt*. – In: SCHMIDT, S. J. (1987): a. a. O. – S. 374–400
- SCHMIDT, S. J. (Hrsg.) (1987): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp
- SEARLE, J. R. (1970): *Speech acts : An essay in the philosophy of language*. – London : Cambridge Univ. Pr.
- SEGAL, L. (1988): *Das 18. Kamel oder die Welt als Erfindung : Zum Konstruktivismus Heinz von Foersters*. – München ; Zürich : Piper
- WATZLAWICK, P. (Hrsg.) (1985): *Die erfundene Wirklichkeit : Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? / Beiträge zum Konstruktivismus*. – München ; Zürich : Piper

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur: J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)